books2ebooks.eu

Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte. - 7.1956

Landesgeschichtl. Vereinigung
Berlin
1956

eBooks von / from
eBooks on Demand

Digitalisiert von / Digitised by
Humboldt-Universität zu
Berlin

Archiv.

Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte

1956

Jahrbuch

für

brandenburgische Landesgeschichte

7. Band

Herausgegeben
im Auftrage der Landesgeschichtlichen Vereinigung
für die Mark Brandenburg e. V.

von

Martin Henning und Dr. Heinz Gebhardt

Berlin
1956

Auslieferung durch die Fontane-Buchhandlung
Dora Pohlmann, Berlin-Neukölln, Hermannstr. 54

I N H A L T

Univ.-Prof. Dr. Willy Hoppe:

Bekenntnis zur Kurmark. Ansprache bei der 70-Jahr-Feier der „Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg" in Schildhorn am 29. Mai 1954 5

Dr. Rudolf Lehmann:

Die Erforschung des Spreewaldes. Ein Überblick 11

Dr. Emil Schwartz:

Die Tuchmachergilde in Prenzlau (mit 1 Abb. im Text) . . . 14

Dr. Hermann Fricke:

Die Ellora und das Rytly. Zwei Seitentriebe des Tunnel über der Spree (mit 3 Abb. im Text) 19

Anhang: Aus Theodor Fontanes Tagebuch 1867:
An Frau von Katte-Wust (mit 1 Abb. im Text) 24

Dr. Hans E. Pappenheim:

Das Belvedere auf dem Pichelsberg. Ein Beitrag zur Geschichte der Berliner Gartenpavillons im 18. Jahrhundert (mit 3 Abb. im Text und 2 Bildwiedergaben auf den Tafeln I und II) 25

Dr. Hans Saring:

Karl Friedrich von Beyme (mit 6 Abb. im Text) 35

Kurt Pomplun:

Das Gutshaus in Steglitz 46

Dr. Curt Meyer:

Hundert Jahre „Aktienbudiker". Ein Beitrag zur Berliner Theatergeschichte (mit 2 Abb. im Text, einer Bildwiedergabe auf Tafel II) 47

Dr. Mario Krammer:

Clemens Brentano und Berlin. Bilder aus den Tagen der Romantik (mit 7 Abb. im Text) 52

Bücherschau:

H. Marschalleck, Burgenprobleme zwischen Elbe und Oder (L. Schott)

H. Ludat, Vorstufen und Entstehung des Städtewesens in Osteuropa. Zur Frage der vorkolonialen Wirtschaftszentren im slavisch-baltischen Raum (M. Henning)

E. Wiebel, Die Städte am Rande Berlins (H. Gebhardt)

A. Mohrhenn, Lebendige Dichtung / Betrachtungen zur Literatur (H. Fricke)

O. Neubecker, Wie finde ich ein Familienwappen? Kleine Wappenkunde für jedermann (M. Henning)

P.O. Rave, Wilhelm von Humboldt und das Schloß zu Tegel (M. Henning) 71

Martin Henning:

Aus dem Leben der Vereinigung 74

Personen- und Ortsverzeichnis 77

Hans E. **Pappenheim**:

Das Belvedere auf dem Pichelsberg

Ein Beitrag zur Geschichte der Berliner Gartenpavillons im 18. Jahrhundert

(mit 3 Abb. im Text und 2 Bildwiedergaben auf den Tafeln I und II)

Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts setzte sich in den deutschen Städten immer stärker die Gewohnheit durch, daß sich die Besitzer von Gebäuden, Adelige und Bürger, einen Garten anlegten und ihn im Zeitgeschmack ausgestalteten. Entweder wurde dieser auf dem Hinterlande des Stadtgrundstücks, das damals ja noch nicht mit Hochbauten besetzt war, angelegt oder ein Gartengrundstück vor den Toren erworben. Hier verbrachte die Familie — man reiste damals selten — alle sommerlichen Feiertage, hierhin lud man Gäste ein, hier fanden Festlichkeiten statt, und so gehörte zu jedem Garten — um bei zu stärker Sonnenbestrahlung oder bei schlechtem Wetter geschützt zu sein oder aber um das Wochenende dort ganz verbringen zu können — auch ein Gartenhaus.

Heute verstehen wir in Berlin unter dieser Bezeichnung den auf dem Hof gelegenen Teil eines Mietshauses, der mit einem Garten oft wenig zu tun hat, im Berlin des 18. bis zur ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aber — für diesen Zeitraum finden diese Kleinbauten architekturgeschichtliche Beachtung — war ein Gartenhaus ein zumeist einstöckiger kleiner Pavillon auf rechteckigem, achteckigem oder gar kreisförmigem Grundriß. Ein solches „Lusthäuschen", in den Garten eingepaßt, war oft ein kleines Kunstwerk. Die Gebäude waren oft nur in leichter Bauart, zumeist in Fachwerk ausgeführt. Sie sind deshalb in der Mehrzahl wieder verfallen und völlig verschwunden. Mit der Verteuerung des Baugrundes in den Städten wurde als erstes das Hinterland eines Grundstücks aufgegeben. Auch die „Lusthäuschen" in den Gärten vor den Toren der Städte wurden Opfer der Parzellierung oder verfielen durch Mangel an Pflege oder an Mitteln zur baulichen Erhaltung.

Der Typ dieser Gartenhäuser im ausgehenden Barock wird uns an einem Beispiel in Berlin deutlich, das zu anderen Zwecken errichtet war: dem achteckigen Tempelchen, das in den 1750er Jahren neben der Quelle des „Gesundbrunnens" erbaut worden war, ein Pavillon, der erst um 1809 durch einen Bau im klassizistischen Stil ersetzt wurde[1]).

Auf dem jetzigen Grundstück Albrechtstr. 10 stand bis 1945 ein Gartenhaus auf achteckigem Grundriß mit Obergeschoß, ursprünglich in einem auch das Gelände der benachbarten Marienstraße erfassenden Park, von Nicolai (1779)[1a]) als „sehr artiges Kabinett" in einem Garten an der Panke erwähnt, der um 1750 dem Münzfabrikanten Ephraim gehört hatte. Dieses „Spukhäuschen in der Albrechtstraße" blieb, von mancher Ortssage umgeben, auch nach Bebauung der Gegend erhalten, war von der S-Bahn aus gut sichtbar und diente schließlich als Kontor eines Kohlenplatzes. Nach 1945 wurde es abgebrochen.

Bis heute erhalten hat sich dagegen das im Garten des Grundstücks Wilhelmstr. 65 belegene Häuschen. Es entstand 1735 zugleich mit dem Stadthause des Oberstleutnants von Pennavaire, das später umgebaut wurde und 1945 ausbrannte. Als einziger Bau der ganzen Gegend hat nur dieses Gartenhaus den Krieg überstanden[2]).

Um dieselbe Zeit (1735) wurde im Garten Gertraudenstr. 16 für die Kaufleute Splitgerber & Daum durch Gerlach neben dem Hauptgebäude ein Teehaus an der den Garten zur Friedrichsgracht hin abschließenden Mauer erbaut. Dieses mit einem Balkon geschmückte zweistöckige Häuschen[3]) ist 1944—45 ausgebrannt. Dasselbe Los teilte Schicklers Gartenhaus, das L. L. Mueller

Pavillon um 1735 Wilhelmstr. 65
Aufnahme von 1940 aus Sievers[2])

1803 in einer Zeichnung aus der Wallstraße gesehen festgehalten hat; es zeigte einen auf Säulen ruhenden Vorbau, wie wir ihn um 1798 bei dem Bau auf dem Pichelsberg sehen werden.

Um 1783 wurde am heutigen Weinbergsweg, zwischen dem Rosenthaler Platz, dem sog. Veteranenberg und der Fehrbelliner Straße, auf der höchsten Stelle von „Wollanks Weinberg" ein spätbarocker Pavillon auf achteckigem Grundriß errichtet, der erst 1883 abgebrochen wurde (Aquarell von E. Mueller, Deutsche Staatsbibliothek, Berlin). Das Gelände ist heute noch unter dem Namen „Wollanks Park" als Grünfläche erhalten.

Ein anderer Weinberg mit „Lusthaus mit einem Balkon auf der höchsten Anhöhe" befand sich zwischen dem Landsberger und Bernauer Tor und umfaßte das Gebiet nordostwärts von Alexanderplatz zwischen der heutigen Höchsten, Barnim-, Georgenkirch-, Wein- und Büschingstraße und war von der Gollnowstraße aus zugänglich. 1742 im Besitz Lessmanns, 1750 des Hofrats Ludolf, 1779 der „Frau Oberkonsistorialrat Dietrich" wurde dieser „Dietrichsche Weinberg" 1797 für 15 000 Thaler an den Kunstgärtner Gladowski und 1825 an den Kgl. Buchhalter Gottfried Sameitzki verkauft, der 1827 mit der Parzellierung begann[4]).

Die Häuser der Straße Unter den Linden hatten bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts noch keine Hintergebäude, sondern Gärten, und in ihnen sind mehrere Pavillons im Zeitstil nachgewiesen, so Unter den Linden 21, mit seinem von Nicolai (1779)[5]) erwähnten, von Le Geay erbauten „runden Gartenhause", ein Grundstück, das 1782 vom Kriegsrat Gravius erworben wurde und 1787 an König Friedrich Wilhelm II. kam; hier lag später das Niederländische Palais.

Im Jahre 1798 „leuchtet aus der Tiefe des Gartens" des sog. Rohdich'schen Legatenhauses, Pariser Platz 3, das auf zwei Säulen ruhende hölzerne Lusthäuschen mit dem Blick über die Mauer in den Tiergarten, ein Gebäude, das 1818 dem Einsturz nahe ist[6]).

Auf dem Grundstück des Palais Friedrich Wilhelm Ludwigs von Preußen, Wilhelmstr. 72, befand sich ein aus dem Ende des 18. Jahrhunderts stammender, vom Grafen von Hagen erbauter Pavillon, das „Borkenhäuschen" in Form eines Tempels, das noch 1937 erhalten war (Abb. bei Sievers[2]).

Ein ähnliches Borkenhaus stand im Garten des Hauses des Prinzen Louis Ferdinand, Friedrichstr. 103, das um 1888 vor dem Abbruch stand. Julius Rodenberg[7]) beschrieb es:

„... Kleines idyllisches Fleckchen ... übrig geblieben. Stückchen Gartenland mit ein paar alten Fliederbäumen ... und einer bejahrten Borkenhütte mit spitzem Dach nach dem Muster von Bernardin de St. Pierres' Chaumière indienne" (= indisches Strohhäuschen), „nur daß jetzt Kaninchen drin sitzen."

Länger hielt sich ein weniger als Bauwerk als durch seinen Besitzer bekannt gewordenes Gartenhaus auf dem Hinterland, später dem Hof der Stadtwohnung des Dichters und Botanikers Adelbert von Chamisso (1781 bis 1838) in der unteren Friedrichstr. 235. Chamisso, der seit 1813 in Berlin lebte und den Aufenthalt im Freien nicht missen wollte, liebte dieses schlichte Häuschen sehr. Der ihm befreundete Maler Weiss hat ihn in einer Zeichnung dargestellt[8]), wie er unter den hohen Bäumen des Gartens aus einer langen Pfeife rauchend auf einem mexikanischen Stuhl sitzt: im Hintergrund sieht man Fenster und Tür des Gartenhauses. Dieses blieb, allmählich von den hohen Hinterhäusern umbaut, noch bis nach dem 1. Weltkriege erhalten und wurde dann abgebrochen.

Im Heinrich-von-Kleist-Park in Schöneberg wurde nach 1945 auf Veranlassung der Alliierten Kommandantura ein „Teehaus" errichtet, das sich in seinen Bauformen an einen hier früher befindlichen Pavillon des 18. Jahrhunderts anlehnt. Von diesem: zeitgenössische Ansichten im Bezirksheimatarchiv Schöneberg (Mitteilungen Pomplun).

Die meisten Gartenpavillons aus dem 18. Jahrhundert sind allmählich verfallen oder abgetragen worden.

Um so wertvoller ist es, daß sich ein besonders charakteristisches Gartenhaus aus dem Ende der 1790er Jahre auf Berliner Stadtgebiet dank seiner versteckten Lage in den Bergen bis heute erhalten hat. Dieser Pavillon steht auf einer der Höhen der Pichelsberge oberhalb der Havelchaussee, die mit ihren Anliegern noch zum Bezirk Charlottenburg gehört, während das an sie angrenzende Stößenseeufer bereits die Bezirksgrenze gegen Spandau bildet. Man erreicht das Gebäude entweder auf der Havelchaussee, von der man zum Hause Nr. 4 (ehem. Gaststätte „Reichsgarten") aufsteigt, oder von der Stößenseebrücke aus an der ehem. Gaststätte „Seeschloß" vorbei, von der aus eine verfallende Steintreppe emporführt, oder von der vom Olympia-Stadion kommenden Angerburger Allee aus hinter der Kiesgrube.

Der eigentliche Charakter des heute völlig von Bäumen und Buschwerk umschlossenen Hauses ist der des Belvedere: das Wichtigste war hier die Aussicht auf die Havel und ihre Umgebung; die Form des Häuschens sagt dies deutlich aus: man trat aus einem rechteckigen Raum heraus und konnte, durch das überhängende, säulentragende Dach vor Regen und Sonnenschein geschützt, die Fernsicht genießen.

Der Umstand, daß der Baumeister bis heute unbekannt blieb, macht das Bauwerk nur noch reizvoller. Voigt[9]), der (1933) als erster über den Bau arbeitete, stellte dabei fest, daß die Erfassung der Grundbuchakten sehr schwierig ist und daß Akten der Forstverwaltung, die über den Werdegang des „verwunschenen Schlosses" vielleicht hätten Aufschluß geben können, in Unkenntnis vernichtet worden sind.

Da das Baujahr des Belvedere (1798) erst Ende 1955 wiederermittelt wurde, ging das bisherige Schrifttum von mehrfachen irrigen Voraussetzungen und Beziehungen aus, die der Legendenbildung um das Bauwerk ausgiebig Vorschub leisteten.

Bauherren und Baujahr nennt ein an abgelegener Stelle erschienener Aufsatz eines anonymen Monogrammisten A. „Der Pichelsdorfer Werder" von 1799, der 1936 nachgedruckt wurde[10]), und mit ausgezeichneter Kenntnis der Verhältnisse wird hier geschildert, wie sich der Pichelswerder in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts „urplötzlich" zu einem der bevorzugtesten weiteren Ausflugsziele der Berliner entwickelte, das man durch den Tiergarten, Charlottenburg und den „Grunewaldschen Forst" erreichte. Der Werder war damals noch eine von der Havel ganz umspülte Insel. Die ihr vorgelagerten Pichelsberge beschreibt A.:

„Das diesseitige Havelufer besteht aus einer Menge wilder bewachsener Abhänge, die sich mehr oder minder steil eine Viertelmeile südwärts hinziehen, doch so, daß zwischen ihnen und der Havel noch ein geräumiger Fuß- und Fahrweg bleibt."

Nun folgt die erste Erwähnung des Wirtshauses und des Pavillons selbst:

„Auf der vordersten dieser Anhöhen, die die Berliner mit Recht zu einem Pichels-Berge machen, ist ein Wirtshaus, und vor demselben ein von dem Grafen Kamke im vorigen Jahre erbauter Pavillon (Sperrung Vf.), um welchen eine Art von Kolonade, oder überbautes Brustgeländer geht. Der untere Raum des kleinen Gebäudes ist zu einem einzigen Zimmer verwendet. Hat man seinen Gipfel erstiegen, so eröffnet sich da die für die Gegend vorteilhafteste Aussicht, die auch in der That bei heiterm Wetter angenehme Eindrücke machen kann. Man sieht das Wasser zu den Füßen, die Ufer in mannigfaltige Abwechslung bekleidet, drüben die Insel mit ihrem Häuschen, zur Linken die immer breiter werdende Havel, zur Rechten die eine kleine Viertelmeile entfernte Stadt Spandau mit ihrer Citadelle, und unterscheidet auch deutlich den Juliusthurm. Alles dies bildet ein angenehmes Ganze, das wo nicht mahlerisch, doch anziehend genug ist, um den Ankömmling zu überraschen, wenn er nicht zu große Forderungen mitbringt. Vorzüglich ist diese Gegend ganz dazu geeignet, um hier einen schönen Sonnen-Untergang zu genießen. — Steigt man von dem Hügel herab, so wird man von einer Fähre nach dem eigentlichen Werder übergefahren."

Vom Pichelswerder selbst, auf dessen Plateau damals ein Gebäude der „Nutzholzadministration" stand, das mit einem Wirtshause verbunden war, stellte „die Aussicht einem hier den Rückblick auf die jenseitige Anhöhe und den Pavillon und die bewachsenen Anhöhen dar". (Dieses „Haus, auf dem zum Teltowischen Forst gehörigen [Pichelsdorfischen] Werder in der Havel, von einem Aufseher über die Königliche Nutzholz-Niederlage bewohnt", notiert Bratring[11]) [1805] im Besitz des Domänen-Amtes Spandau.) Nach einer Schilderung des Werders und seiner sonntäglichen Besucher („erstere Klassen des Mittelstandes") hören wir, daß diese sich auf ihren Wagen möglichst alles, auch an Lebensmitteln, mitbringen, da man auf dem Werder außer Bier und einem Gericht Fische wenig erhalten könne.

„In dem vorerwähnten Wirthshause drüben in der Gegend des Pavillons sieht es nur sehr wenig besser aus. Wer nicht sehr früh kommt, hat lange um sein Mittagbrot zu capituliren, ehe die Bestellung noch angenommen wird, denn gewöhnlich geschieht das, zumal wenn die Rede von ganzen Familien ist, am Tage zuvor. Da nun aber die Entrepreneurs jener Oekonomie hier im Gedränge zwischen ihrer Pflicht und ihrem Gewinne kommen, und, indem sie keins von beiden zu unterlassen suchen, so viel Bestellungen annehmen, als sie nur irgend über das Herz bringen können, so geschieht es oft, daß das Mittagbrod an die allzugroße Frequenz und die daraus entstehende schlechte Bedienung erinnert. Oft aber ist auch dies, so wie der Wein, nicht mehr aufzutreiben. Die Anlage des Wirthshauses scheint überhaupt höchstens für die Hälfte der Menschenmenge gemacht zu seyn, die diese Gegend, zumal an Sonntagen, aufnehmen muß, es fehlt bei stärkerem Besuch, an Tischen und Stühlen, nach etwas dem letzten ähnliches sieht sich oft der Ermüdete sehr lange vergeblich um. Ein Freund der Tafelfreuden möchte sich also wohl hier in seiner Rechnung betrogen sehen, wenn er nicht das mecum porto von sich sagen kann, und er nicht diesesmal durch muntre Gesellschaft und ihre Vergnügungen entschädigt wird.

Denn, dem sey wie ihm wolle, so muß man es dieser Gegend nicht absprechen, daß sie die Besucher mehr als andre Oerter zur Fröhlichkeit und zum lauten Genuß zu stimmen versteht. Man wird schwerlich einen öffentlichen Ort bei schönem Wetter mit so vielen und vergnügten Menschen bevölkert sehen, von denen sich ganze weite Kreise in bunten Reihen den Ausbrüchen der frohesten Laune hingeben. Überhaupt sind schon mehrere große Festins hier veranstaltet worden, denen dann auch größere Vorbereitungen vorangegangen sind."

Sonntagnachmittag sei der Besuch am stärksten, wenn zu den Berlinern auch noch Spandauer und Charlottenburger kommen. Außer einer „der Frequenz angemessenen Ökonomie" bleibe auch eine dem Ganzen ebenso angemessene Musik (mit Blasinstrumenten, auch Hörner!) zu wünschen. Der abendliche Rückweg nach Charlottenburg durch den Grunewald war damals noch nicht so einfach zu finden wie heute, doch bestand schon zu jener Zeit eine regelrechte Markierung:

„Indessen hat ein Unbekannter sich schon seit Jahren das Verdienst gemacht, durch angemahlte Kreuze an den Bäumen von Zeit zu Zeit den rechten Weg zu bezeichnen, und sich dadurch gewiß den Dank manches Fremdlings erworben."

Soviel aus der ersten Erwähnung von Pavillon und Wirtshaus, die von nun an beide in einer ganzen Reihe zeitgenössischer Darstellungen festgehalten werden (s. u.).

Der Pichelsberg selbst war im Jahrzehnt zuvor bis 1792 an den Justizrat Spielberg, danach an den Justizrat Empich in Erbpacht gegeben[9]) (Erbpachtskontrakt der Kurmärkischen Krieges- und Domänenkammer vom 10. Juli 1792[10a])).

Die zweite Erwähnung des Pavillons nennt uns nochmals den Bauherrn, wenn auch die Datierung zu spät angesetzt ist. Der Charlottenburger Pfarrer Johann Christian Gottfried Dressel (1751—1824) notiert[12]) mit falscher Jahreszahl, 1802 statt 1799:

„Im Frühjahr 1802 war der Graf von Kameke nach Charlottenburg gezogen, nachdem er seine Güter an den Freiherrn von Eckardstein für 800 000 Thaler verkauft hatte; er erwarb das inzwischen massiv ausgebaute frühere Lorbeerhaus von dem englischen Arzt Brown . . ., erbaute auch ‚ein auf Säulen ruhendes und damit umgebenes Lusthaus in den Pichelsbergen — dadurch angelockt, kamen erst die Ausflüge der Berliner durch den Grunewald nach dem Havel-Ufer in Aufnahme' — und wurde ein hochgeschätzter Gast im Pfarrhause — mit ihm zugleich aber auch seine Freundin, welche ihm zwei Kinder gebar; und die durch eine ansehnliche Rente sichergestellte Dame verkehrte auch nach dem 1806 erfolgten Tode des Grafen weiter im Predigerhause, bis sich zwischen ihr und dem zum Geistlichen bestimmten älteren Sohne Dressels eine Herzensneigung entwickelte; erst da schritt der Alte gegen sie ein . . ."

Als zweiter Zeuge für den Ausflugscharakter der Gegend im Sommer 1800 sei Jean Paul (Friedrich Richter) genannt, der am 29. Juni 1800 an Christian Otto in Hof über seinen Berliner Aufenthalt schreibt[12a]):

„Auf der herrlichen Insel Pickelswerder (1½ Meilen von Berlin) fand ich soviele schöne Freundinnen auf einmal, daß es einen ärgert, weil jeder Anteil den anderen aufhob . . ."

Mit der Festlegung der Bauzeit des Belvedere für 1798 entfällt eine ganze Reihe von Legenden, die sich mit vager Überlieferung seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts zäh im Zeitungsschrifttum fortpflanzte, so als erste die Behauptung, die früheste Erwähnung sei durch Schmidt von Werneuchen (1764—1838) erfolgt. In einem der frühen Gedichte besingt er auch „Die Pichelsberge bei Spandau"[13]). Hier ist jener Teil des Grunewalds als völlig wild, verlassen, unheimlich und unsicher geschildert, nur von wilden Tieren belebt, selten noch von Menschen begangen, und jene Gegend voller Erinnerungen an heidnische Opfer, Urnenberg und Riesen. Die Schlußzeile der Verse:

„Wenn irgendwo ein scheuer Berggeist haust,
So muß er dort in finsterer Wüste lauern:
Was ist's, das sonst das Wipfellaub durchbraust?
Vernehmlich ächzt aus jener Klüfte Schauern?
Was packt uns sonst mit unsichtbarer Faust
In jenes Götzentempels öden Mauern?"

sind nun immer auf den Pavillon auf dem Pichelsberg bezogen worden, wenngleich das lichtumflossene Säulenschlößchen auf heiterer Höhe nur wenig dazu passen wollte. Zu dem ganzen Gedicht hatte der Historiograph des Grunewalds, Berdrow[14]) (1902), bemerkt:

„Ein Urwaldgestrüpp beherrschte damals die Abhänge, und am Havelufer lag, ungefähr in der Gegend des Restaurants Wildgrube, ein wüster Teerofen, das einzige Zeugnis dafür, daß vor Zeiten auch Menschen an dieser Stätte gehaust, die (Schmidt) 1797 als junger Kandidat mit einem Freunde, dem Geheimsekretär Herzberg durchstieg. Diesem widmete er später ein Gedicht, in dem wir die Eindrücke der Öde und des Grauens, welche die Gegend damals erweckte, treffend, wenn auch vielleicht mit ein wenig dichterischer Übertreibung, wiedergegeben finden."

Schmidt war schon vor Erbauung des Pavillons in den Pichelsbergen, denn sein Gedicht erschien 1798 im Berliner „Almanach romantisch-ländlicher Gemählde", also in dem Jahre, in dem das Häuschen erst erbaut wurde; er kann es also gar nicht besungen haben. Die von Schmidt hier geschilderte Situation scheint mehr auf den Pichelswerder zu passen, denn wo sind solche Schluchten in den Randbergen der Havel, wo der Opferstein? Er liegt heute noch auf dem Werder.

Altes Gartenhaus in Wollanks Weinbergen
Aquarell E. Müller 1883 vor Abbruch
Deutsche Staatsbibliothek Berlin

Schon Otto Monke[10b]) teilte (1906) mit, der Pavillon sei „einer unsicheren Überlieferung nach von Friedrich dem Großen erbaut" worden, und zwar in seinen letzten Jahren, da ähnliche Bauten in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts sehr beliebt waren. In den 1790er Jahren solle sich die Gräfin Lichtenau zuweilen dort oben aufgehalten haben, schließlich soll nach dritter Version Friedrich Wilhelm II. den Bau für diese errichtet haben oder er von ihr selbst erbaut worden sein.

Die ganze „Lichtenau-Legende" ist aber schon darum unwahrscheinlich, weil Pfarrer Dressel, der als sorgfältiger Chronist Charlottenburgs ausgewiesen ist und ein Feind der Lichtenau war, es sicher in seiner Chronik (s. o.) vermerkt hätte, wenn sie die Errichtung dieses als Ausflugsziel sehr bekannten Pavillons inspiriert haben sollte, wie später immer wieder behauptet worden ist. Dressel aber erwähnt den Pavillon als um 1800 von Graf Kameke erbaut. Außerdem haben sich in keinem amtlichen Archiv über den Bau Unterlagen gefunden.

Da Dressels Chronik erst 1905 durch Gundlach[12]) bekannt wurde, die kurze Notiz jedoch wenig beachtet wurde, so fügte sich die „Lichtenau-Legende" bequem in die landläufige Vorstellung von dieser Frau, die ja auch der Baugeschichte des nahen Charlottenburg eng verbunden war, und die auch an anderen schön gelegenen Örtlichkeiten für sich und König Friedrich Wilhelm II. lauschige Schlößchen und versteckte Buonretiros errichtet hatte, so 1793 auf der Pfaueninsel u. a. das Schloß.

Ein noch erhaltenes Gemälde im Schlößchen auf der Pfaueninsel schien ebenfalls Beziehungen zum Belvedere auf dem Pichelsberg zu eröffnen: Im Zimmer des Erdgeschosses des Westturmes, aus dessen Fenstern, als

die Aussicht noch nicht verwachsen war, sich ein herrlicher Havelblick bot, in diesem sogenannten Otaheitischen Kabinett im Sonderstil der Zeit (Südseemotive) wurden von dem Berliner Maler Burnot († 1817) die mit Leinwand bespannten Wände und Decke in den Formen einer ostindischen Bambusrohrhütte bemalt und in vier freie Felder von Peter Ludwig Lütke Landschaften übertragen[16]), vier Veduten aus der benachbarten Havel-Gegend, und zwar 1. das Schloß der Pfaueninsel, 2. der an ihrer NW-Spitze gelegene Parschenkessel, 3. das Marmor-Palais am Heiligen See und 4. der Pichelswerder (?) mit einem Pavillon und Nebengebäuden. Dieser Havellandschaft ist eine ausgesprochen ostasiatische Note gegeben.

Der Berliner Maler, Prof. Peter Ludwig Lütke (1759—1831), 1785—87 Schüler Hackerts in Rom, soll sogar „unter den Bewohnern des (Pichels)Werders einer der ersten gewesen seyn"[10]) (1799). Wir haben daher feststellen müssen, daß dieses Gemälde aus den Jahren 1793/94 stammt, als der 1798 erbaute Pavillon noch gar nicht existierte.

Das „Geheimnis des otaheitischen Kabinetts" dürfte damit ebenfalls gelöst sein, und das dortige Gemälde unser Belvedere nicht wiedergeben! Damit entfallen die gegenteiligen Darstellungen von Sternaux[17]), Voigt (1934)[9]), Torge[18]) (vor 1939) und anderen.

In seiner grundlegenden Biographie der Gräfin Lichtenau weist Haase-Faulenorth[19]) (1934) auch auf das eben behandelte Bild hin und gibt ein wenig bekanntes Aquarell des Pavillons (Aufnahme: Treue) wieder, noch in freier Lage über den Havelhängen, das wir für 1820 ansetzen, mit der Unterschrift: „Der Überlieferung nach Wilhelmines Eigentum, das sie von Charlottenburg aus aufsuchte." Diese Ansicht ist nach unseren obigen Darlegungen nun nicht mehr haltbar.

Nach der Besichtigung „dieses romantischen Punktes" durch die Pflegschaft des Märkischen Museums am 21. Oktober 1906[10b]) gab Franz Henning bei seiner Führung des Touristenklubs am 26. Dezember 1906 eine erste Beschreibung[20]) des Gebäudes, das er für die 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts datierte:

„Es ist ein viereckiger Gartenpavillon, dessen drei Türen auf eine verdeckte Veranda, die auf 14 runden Säulen ruht, hinausführen. Über dem nach den vier Seiten abgeschrägten Dach der Veranda erhebt sich ein viereckiger Turmbau mit einer eisernen Galerie, von der man einen weiten Ausblick auf den Grunewald, den Stößensee und die Insel Pichelswerder hat. Interessant ist der Aufstieg zu diesem Türmchen, der sich auf der Westseite des Pavillons in der Decke der Veranda befindet. Mit einem Haken werden einige der Bretter der Decke herabgezogen, und nun zeigt sich die darauf befestigte, an Drahtseilen hängende Stiege, die dann gestützt und mit einer Leiter verbunden wird. Auf dieser etwas sonderbaren Treppe erklimmt man zuerst den Bodenraum und gelangt von diesem zu dem Türmchen mit der Galerie.

Der Raum in dem Pavillon selbst ist an der Ostwand mit einer großen italienischen Landschaft von Paul Gropius, über der das preußische Wappen und drei launige Sprüche angebracht sind, und über den drei Türen gleichfalls mit italienischen Landschaftsbildern geziert."

Zur Baubeschreibung selbst ergänzen wir, daß das Gebäude aus Mauersteinen besteht, die verputzt sind. Auf diese vier Mauerzüge ist die hölzerne Dachkonstruktion aufgesetzt. Ursprünglich bestand das Innere aus einem einzigen Saal, der erst vor zwanzig Jahren durch Rabitzwände unterteilt wurde, die heute wieder entfernt sind. Der Fußboden war gedielt, das heutige Backsteinpflaster ist Ergänzung. Drei Türen führen nach den drei Aussichtsrichtungen, auf der der ehemaligen Försterei zugekehrten Außenwand ist eine Supraporte, aber ohne Tür, angebracht, auch die daneben angedeuteten Fenster sind blind. Der Baukörper ist auf ein gut erhaltenes Steinfundament aufgesetzt, das fünf Kellerräume enthält. Sie sind von der Stößensee-Seite zugänglich. Die Deckenwölbung des Kellereingangs zeigt die solide Arbeit der Entstehungszeit. Aus ihr stammen auch die kleinen vergitterten Luken, das auf der Spandauer Seite befindliche Fenster ist neueren Datums.

Oskar Wendler[20]) kommentierte, daß die italienische Landschaft in Pichelsberg 1851 für die Weltausstellung in London gemalt war, aber nicht von Carl Wilhelm Gropius, wie vielfach angenommen wurde, sondern seinem Sohn Paul, seit 1868 Nachfolger des Vaters als Dekorationsmaler am Kgl. Opernhaus († 1888).

Christoph Voigt[9]) hielt neben der übrigen Beschreibung fest, daß Gropius' Gemälde von Schnitzwerk umgeben war und „stilvolle Kamine den gewählten Geschmack des Erbauers bekunden". Im übrigen unterstrich Voigt die Merkmale der Verwahrlosung und des Verfalls von Haus und Garten und wünschte, „dem stilvollen Bau eine Pflege zuteil werden zu lassen, die in pietätvoller Sorge sich des in seiner Art seltenen Gebäudes annimmt".

In dem 1955 erschienenen Verzeichnis[21]) der „Bauwerke, die in Charlottenburg unter Denkmalsschutz stehen", ist auch der „Pavillon Pichelsberg" notiert als „Viereckiger, eingeschossiger Putzbau, dessen überstehendes Dach auf drei Seiten von Holzsäulen getragen wird".

Die dem Pavillon benachbarte, 1952 eingestürzte „alte Försterei" war ein Fachwerkhaus, wie wir es mehrfach bei Forstbauten der Zeit finden; es entstand schon vor dem Pavillon, also vor 1798, und war daher noch baufälliger geworden als dieser selbst. Vor diesem ehemaligen Forsthause befand sich ein Tiefbrunnen und weiter nördlich eine Scheune, die vor vierzig Jahren abgebrochen wurde.

Die herangezogenen Baubeschreibungen ignorieren, daß die sehr wesentliche Veränderung des Daches erst eine Zutat um 1850 ist, die dem Bau nicht gerade zum Vorteil gereicht. Die Darstellungen bis 1840 zeigen auf dem Dach ein Türmchen in Form einer „Laterne" mit je einem Rundbogenfenster nach den vier Himmelsrichtungen und einem Zeltdach. Dieser dachreiterartige kleine Turm vollendete den harmonischen Gesamteindruck des Baues. Auf dem Aquarell von Forst von 1830 ist seine Spitze sogar noch mit einem pinienzapfenartigen Aufsatz geschmückt.

Dieses alte Türmchen wurde später entfernt und durch einen neuen Turm mit flachem Dach ersetzt, der höher ist als der ursprüngliche, auf der Nord- und Südseite je zwei, auf der West- und Ostseite sogar je drei Fenster hat und mit einem geländergesicherten Umgang umgeben ist. Dieser neue Turm, der einmal mit „Schinkelstil", einmal „nachschinkelsch" bezeichnet worden ist, zeigt Merkmale spätklassizistischer Art und ist kurz vor 1850 entstanden und erinnert an Aufbauten der Landhäuser aus dieser Zeit. Durch den Abbruch des alten Türmchens und die Ersetzung durch den im Verhältnis zum Ganzen viel zu klobigen neuen Aufbau ist ein der Auffassung des Originals stilfremdes Element in den ganzen Bau gekommen, ja, man könnte seit 1850 von dem ganzen Pavillon — unten Früh-, oben Spätklassizismus — als von einem „Hause mit zwei Gesichtern" sprechen. Der Turmaufsatz selbst ist ganz aus Holz — einen Turm aus Steinen hätte die alte Dachkonstruktion niemals tragen können — und hat sich in den über 100 Jahren seines Bestehens überraschend gut gehalten ebenso wie die Holztreppe, die zum Türmchen hinaufführt. —

Für die Möglichkeit einer Mitarbeit von David oder Friedrich Gilly hat sich trotz sorgfältiger Nachprüfung kein Anhaltspunkt gefunden. Die malerische Ausgestaltung der Außenwände des Belvedere, diese ganz seltsamen Blumenbuketts in den Blendovalen und die gemalten Dreiecksgiebel über den Eingängen können als Kriterien nicht verwendet werden. Es sind Ausschmückungen aus dem Anfang unseres Jahrhunderts.

Die Blendfenster kommen um diese Zeit, also 1798, noch bei Brendel vor (Pfaueninsel, Kastellanshaus und Meierei) und wurden schon vorher von Knobelsdorff (Stadtschloß Potsdam, Haus am Markt) benutzt. Bei F. Gilly werden die Fenster in der sehr gemusterten otaheitischen Manier entworfen. Die ganz besondere Eigenart dieses Säulentempels verbietet aber, ihn einem der Männer des Architektenkreises um Friedrich Wilhelm II. (Boumann, Brendel oder Andreas Ludwig Krüger) mit Bestimmtheit zuzuschreiben.

Mit der Entdeckung dieser Gegend durch die Ausflügler am Ende des 18. Jahrhunderts erkannten auch die Künstler sie als ein dankbares Objekt, und es waren namhafte Fachleute, die die Gebäude des Pichelsbergs festhielten, als erster der Berliner Miniaturmaler Dehne[22]), der in den Akademie-Ausstellungen 1797 und 1798 Kopien nach bekannten Gemälden en miniature zeigte. Er benennt seinen kolorierten Kupferstich „Der Pickelsberg" und benutzt damit einen der älteren Namen, wie auch „Pickelsdorf" und „Peckelsdorf", den man mit den Pechbrennereien am Waldrande in Verbindng bringt. Im Fischzollvertrage vom 30. Mai 1439 ist noch „Pigelstorf" genannt; andere erklären „pickel" als „Berghang"[23]). Dehnes Stich (Märkisches Museum, Berlin) zeigt Försterei und Belvedere noch ganz freistehend, ohne Baumwuchs. Über den Abhang verteilen sich Paare von Spaziergängern, die Frauen in der Tracht der Königin Luise. Der zum Stößensee abfallende Steilhang zeigt eine hohe Kiefer, der Hintergrund Jungkiefern. Der See selbst, am rechten Bildrand, ist mit Flößen und Ruderbooten bedeckt. Die 1807 entstandene Karte des „Pichelsdorfer Werders" zeigt auch den Berg mit Pavillon und den forstlichen und wirtschaftlichen Zwecken dienenden Nebengebäuden (eines davon die Wohnung des Wirtes und Kgl. Försters Grove).

Zwei Kupferstiche um 1825 kennen wir von der Hand eines Graphikers, der später besonders in West- und Südwestdeutschland wirkte: Friedrich Wilhelm Delkeskamp[24]), Geometer, Landschaftsmaler und -stecher, gab — auch als Verleger — Panoramen von Rhein und Mosel, der Schweiz und Frankfurt heraus. Schüler Karl Wilhelm Kolbes, hat er in seinen Wanderjahren auch Berlin gesehen und schuf hier die Kupferstiche „Pichelsberg, und die Vestung Spandau bei Berlin" und „Pichelsberg bei Spandau".

Joh. Hub. Anton Forst, geb. 1756 in Berlin, trat 1771 in die Kgl. Porzellan-Manufaktur als Miniaturmaler ein und war dort 1796—1815 „Malereivorsteher". Er bevorzugte Landschaften, stellte 1802—1824 in der Akademie bemalte Teller und Vasen aus, 1828 auch Ölbilder und „Prospekte" Berliner Schlösser[26]). Um 1828 zeichnete Forst „den Pichelsberg zwischen Charlottenburg und Spandau bei Berlin", den F. A. Schmidt in Dresden stach. Farbiger Kupferstich (17,2 × 23,3 cm) im Kupferstichkabinett Berlin. Beschrieben bei Kiewitz[25]), abgebildet bei Torge[18]). Der Gipfel des Pichelsberges zeigt damals noch Grünflächen, der Pavillon das alte Türmchen ohne Umgang. Das Fachwerkgebäude der Försterei hat Forst allerdings höher wiedergegeben als es in Wirklichkeit war. Reproduziert auch bei Hermann Schmitz (1925) mit der Notiz: „Das noch erhaltene Lusthaus mit viersäuligem Vorbau ist im Inneren neuerdings umgebaut worden."

Das bei Haase-Faulenorth wiedergegebene anonyme Aquarell des Pavillons, um 1820, ist bereits oben behandelt.

Der Berliner Graphiker Ferdinand von Laer, Schüler von W. Schirmer, zeigte auf Akademie-Ausstellungen 1828, 1838 und 1846 Motive der Stadt, lithographierte 1840 ein „Panorama von Berlin"[27]) und eine Serie „Vergnügungsorte bei Berlin", darin auch „Pichelsberg, Gasthof" (35,5 × 50 cm), beschrieben bei Kiewitz.

Der Berliner Zeichner Ferdinand Stademann[28]) kam nach Studienreisen durch Frankreich, Italien und Spanien 1812 in bayerische Dienste, begleitete 1832 als „expedirender Regentschafts-Sekretär" König Otto nach Griechenland, zeichnete 1841 für Lebschees „Panorama von Athen", lithographierte nach seiner Rückkehr und während der Tätigkeit in München eine Serie: „Ansicht Berlin sowie 36 öffentliche Gebäude etc. in und bei dieser Hauptstadt, zu Potsdam und Charlottenburg", darunter auch den „Pichelsberg" (42,6 × 60,6 cm), beschrieben bei Kiewitz.

Chamissos Gartenhaus
Friedrichstr. 235, zuletzt Requisitenkammer des Lustspielhauses.
Abgebrochen 1909.
Aufnahme F. W. Schwartz 1885

Ein lithographiertes „Sammelbild" (Zeichnung: Neuendorf) zeigt den „Pichelsberg" (vom Stößensee gesehen), um 1850[29]), und auf dem noch wenig bewachsenen Berg in halber Höhe den den Park einhegenden Zaun, oben freistehend neben dem Forsthaus den Pavillon mit dem damals neuen Turmaufsatz. — Ebenfalls im Spandauer Heimatmuseum ein ähnliches „Sammelbild" mit 15 Motiven: „Erinnerung an die Pichelsberge u. den Grunewald bei Berlin", gezeichnet und lithographiert von Meinhart & Werner (1861).

Man vergleiche auch das 1833 datierte Porzellanrundbild von Heinrich Hintze „Ausschnitt von Pichelswerder mit Blick auf Spandau" (Märkisches Museum, Berlin)[30]) und Toni von Stadler (1850—1917), „Pichelsdorf an der Havel" (Schack-Galerie, München)[31]).

Prof. Dr. Eduard Spranger (Tübingen), als alter Berliner am Pichelswerder ebenso interessiert wie an dem Pavillon, übersandte uns dankenswerterweise eine Bleistiftskizze, die sein Großonkel Eduard Spranger vermutlich um 1850 angefertigt hat, las die Bezeichnung am oberen Bildrand „Krell Pichelswerder" und lokalisierte das Gebäude im Bildgrund als eines der ältesten Restaurants des Werders. Wir geben diese reizende Zeichnung wieder, obgleich es auch keine Darstellung des Pavillons ist.

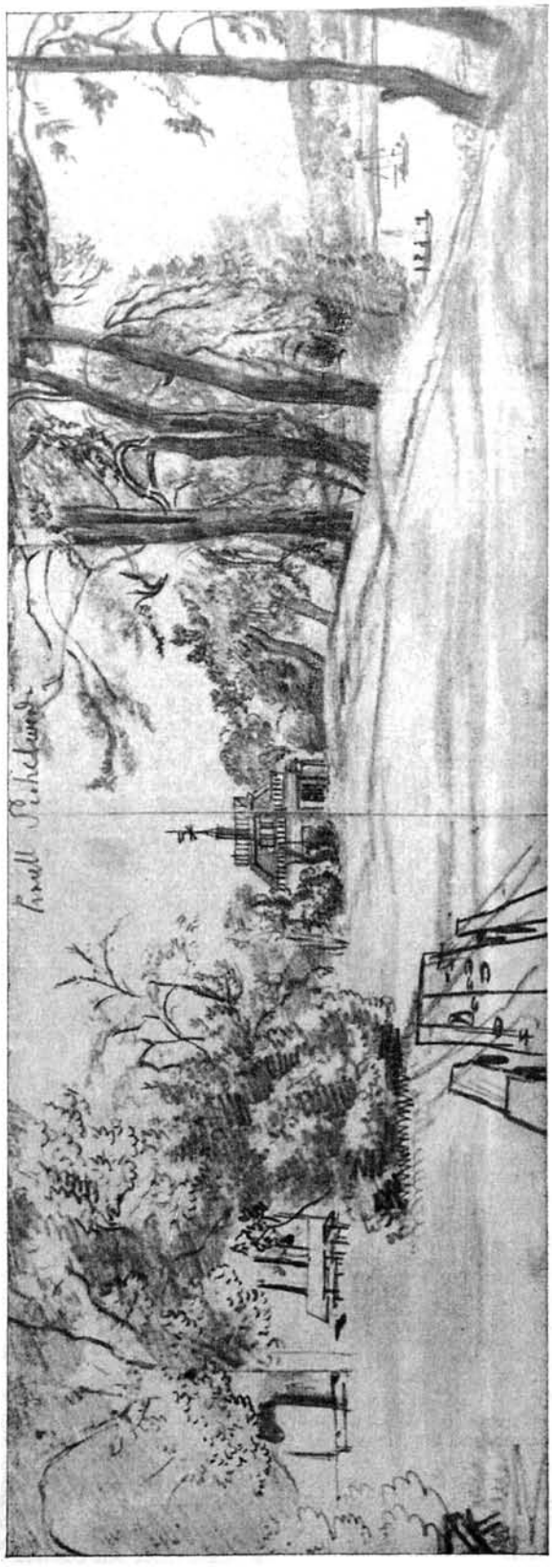
Der Berliner Maler und Radierer Ernst Oppler (1867—1929), ein später von Max Liebermann beeinflußter Impressionist[32]), schuf eine nur in 100 Drucken hergestellte Radierung „Ostern bei Pichelsberg", die Kiewitz beschrieb.

Soviel zur Kunsttopographie der Höhenbauten des Pichelsberges seit 1799.

Angesichts des Fehlens baugeschichtlicher Unterlagen ergab sich die Frage, ob man nicht durch Finden eines ähnlichen Gebäudes der Zeit den unbekannt gebliebenen Baumeister des Pichelsberger Pavillons feststellen könnte.

Erhalten hat sich eine Säulenhalle am Kastellanshaus zur Rechten des Eingangs von Schloß und Park Friedrichsfelde (Bezirk Berlin-Lichtenberg) (um 1790), mit Holzsäulen, heute als Verwaltungsgebäude des Berliner Tierparkes sorgfältig wiederhergestellt.

Ähnliche Gebäude mit Kolonnade entstanden um dieselbe Zeit, so um 1795 auf halber Höhe des an den Park von Schloß Freienwalde (Alte Oder) anstoßenden Apothekerberges, ein Haus, das noch um 1927 mit dem Saal (Stuckornamente des von England her beeinflußten frühklassizistischen Stils von Langhans) erhalten war[33]),



Eduard Spranger:
Der Pichelswerder um 1850
(Bleistiftskizze)

und bei dem einst dem Reichskanzler von Bethmann-Hollweg gehörigen Schlosse Hohenfinow, ein auf dem Berge Liebenstein gelegener Kleinbau mit allseitigem, säulengetragenen Vordach nach den vier Windrichtungen. Die Vorbauten hatten hier den Zweck, daß man sich je nach der Richtung des Windes die dem Wind abgekehrte Seite als Ruheplatz auswählen konnte.

Die Berichte über unseren Ausflugsort seit 1806 stehen ganz im Zeichen der drohenden Ungewißheit durch die Zeitereignisse. Als Gräfin Sophie Schwerin im Sommer 1806 mit ihrem Gatten, dem Obersten Wilhelm Schwerin, neuen Kriegsgefahren entgegensieht, führte eine vorläufig letzte Ausfahrt in dieses friedliche Revier:

„Sanft und traulich waren die Tage, die mich wieder mit Wilhelm vereinigten. Ganz genossen wir noch der fliehenden kurzen Stunden. Eine tritt noch lebhafter unter ihnen in meiner Erinnerung hervor. An einem schönen Morgen hatte Wilhelm mich vor der Parade im Whisky (= eine Art Kutschwagen) nach Pichelsberg gefahren. Niemand war dort. Häuslich und allein frühstückten wir auf der hohen Estrade und blickten in die freie freundliche Gegend. Es kam uns vor, als wären wir allein auf der Welt. Und wie gern wären wir es geblieben. Allein, auf einer glücklichen Insel, wohin die Stürme des Lebens nicht drängen, die verkehrten störenden Einzwängungen, wo wir uns ausschließen könnten vor allem Treiben der Menschen!"

Mit der „hohen Estrade", ein erhöhter Tritt oder Platz, auch als Auslug ist die Veranda des Pavillons gemeint.

Über die Besitzer des Forsthauses und Pavillons nach 1800 sind wir noch ausführlicher durch Otto Monke unterrichtet. Auf den Erbauer, den Grafen Kameke, war nach 1800 der Pirschjäger Busse gefolgt, der 1805 durch den Jäger und später Kgl. Förster Heinrich August Grove abgelöst wurde, den Sohn eines Regimentschirurgen in Kyritz.

Grove verfaßte 1838 einen Bericht über die Zeit von 1806 bis 1813, der 1873 aufgefunden und durch Monke[10b]) (1907) veröffentlicht wurde. Ausführlich berichtet Grove aus der Zeit der Belagerung der damals von den Franzosen besetzten Festung Spandau durch die Preußen.

Monke berichtete aus Groves Aufzeichnungen:

„Oft hatte Grove auf dem Pichelsberge hohen Besuch. Die Prinzen Louis Ferdinand und August (Bruder des vorigen) kamen häufig hierher. Prinz August setzte seine Besuche nach dem Tode seines Bruders fort. Der Pichelsberg scheint damals überhaupt ein beliebter Ausflugsort gewesen zu sein. Aus dem Jahr 1814 (23. 9. 1814) stammen die sogenannten ‚Diamantschriften' im Fensterglase des Pavillons; sie nennen uns die Namen Krüger, Erdmann, Runge und Behm. Unter der gelben Tünche der Außenwand des Pavillons sollen auch noch die in den Kalkputz eingeritzten Namen französischer Offiziere stehen. Grove sah gern Gäste bei sich und eröffnete auf dem Pichelsberg einen kleinen Ausschank. Weilte aber der Prinz August im Pavillon, so stellte sich Grove vor den Eingang zu seinem Grundstück. Kamen dann Ausflügler, die den Pavillon besuchen wollten, so breitete Grove abwehrend die Arme aus und rief: ‚Kinder, heute gibt's bei mir nichts!'"

Auch W. Sommer[35]) hielt (1937) fest, alte Leute erzählten, daß französische Offiziere während der Besetzung ihre Namen in die Fensterscheiben des Pavillons geritzt hätten. Dazu hatte schon Monke festgestellt:

„Der Überlieferung nach haben französische Soldaten in der Zeit von 1806—1813 ihre Namen in den Kalkputz der Außenwände des Pavillons geritzt. Die Inschriften wurden bisher durch die gelbe Tünche verdeckt. Herr Herold hat es nun unternommen, die Tünche vorsichtig zu entfernen. Die Inschrift, welche beim ersten Versuch am 20. Mai (1907) zum Vorschein kam, war freilich der Namenszug ‚Schultze', der nicht gerade französisch klingt. An anderer Stelle liest man jedoch ‚Soye 1807'. Boye, Joye den 23. August 1801 (oder 1807). Schultze hat sich 1802 verewigt. Dann liest man: Schinderhannes Napoleon; Huth 16. August, darunter hat jemand das Wort ‚Mütze' geschrieben."

Wie oben gesagt, konnte man auf das Türmchen des Pavillons nur durch eine Falltür gelangen, die in komplizierter Weise zu bedienen war. Diese Anlage, von der bei dem fortschreitenden Verfall heute (1956) nur noch geringe Spuren zu entdecken sind, beschrieb Voigt[9]) (1934):

„Mittels einer Art Bootshaken wird aus der Decke der Veranda eine Laufplanke herausgelöst und herabgeholt. An einem Drahttau schwebend, ist sie so ausbalanciert, daß sie spielend auf- und niedergeholt werden kann. Die Planke ist mit Stufen versehen, reicht aber nur bis zur Kopfhöhe herab und wird mit besagtem Haken nach unten abgestützt. Nun wird noch eine Stufenleiter angesetzt, und der Aufstieg zum Bodenraum und weiter zum Turm kann vor sich gehen . . . Diese falltürartige Einrichtung hat schon gute Dienste während der Franzosenzeit geleistet."

In den Jahren 1806/07 kam es in dieser Gegend einmal zu einem Zusammenstoß zwischen Franzosen und Preußen. Letztere, in der Minderzahl, retteten sich auf den Pichelsberg, Förster Grove betätigte die erwähnte Falltür, die Franzosen, die die Preußen eben noch gesehen hatten, und die sich ihrer Beute schon sicher glaubten, durchsuchten vergeblich das ganze Untergeschoß und mußten dann unverrichteter Sache abziehen. Das Erlebnis kam den Franzosen „doch so gruslig vor, daß sie lieber von einem geheimnisvoll-verwunschenen Schloß sprachen, als daß sie es noch einmal untersucht hätten" (M. J.). Sie konnten sich den Vorfall nur durch einen Spuk erklären, und auf diese Weise wurde das Belvedere zum „Spuk"- oder „Gespensterhaus". Nach Sternaux[17]) (um 1925) sollen die Verfolger „Rumeur de lutins!" (= „Hier spukt's") (= Getöse, Wirken von Kobolden) „geflucht" haben.

Basdorf[36]) behandelt in seinem Aufsatz „400 Jahre Berliner Gespenstergeschichte" neben fünf mehr oder weniger geklärten „Erscheinungen" auch „Die verschwundenen Offiziere vom Prinzenberg".

Die etwas posthume Schadenfreude, die aus diesen Zitaten spricht, ist insofern billig, als die späten Verbreiter dieser alten Erinnerung von 1806/07 gar nicht in Betracht zogen, daß der Pavillon damals ja nur das niedrige glatte Deckendach mit der kleinen „Laterne" hatte, noch nicht aber jenen erst um 1850 dazugegebenen Turmaufsatz, mit der zum Aufstieg einladenden Galerie, so daß die französischen Verfolger gar nicht ahnen konnten, daß sich unter dem flachen Dach noch ein Raum mit Aufstiegsmöglichkeit befand. In den Memoiren der Zeit der Freiheitskriege würden wir diese Überlieferung übrigens vergeblich suchen, denn keiner der Beteiligten wäre gern in die Literatur eingegangen im Zusammenhang mit dem für einen preußischen Offizier nicht gerade heroischen Rückzug in die Dachkammer eines Gartenschlößchens, wenngleich dieses dadurch seine volkstümliche Bezeichnung erhielt, und die „Spuk"geschichte noch heute im Mittelpunkt der Behandlungen des Pavillons im Zeitungsschrifttum liegt.

Die Erinnerung an das „Spuk"haus kann aber zusätzlich auch noch das für einen Bau in unserer Mark fremdartig wirkende Äußere genährt worden sein: die gedrungene Form des Baukörpers, die Säulenreihen und das Dach mit dem Türmchen. Wie Berdrow[14]) mitteilte, erhielt die Anlage später

„nach ihrem hallenartigen Vorbau bei den Berlinern den Namen Judentempel, während die Anhöhe, auf der sie stand, auf einer in den 1830er Jahren erschienenen Karte als ‚Der Judenberg' bezeichnet ist."

1841 heißt es[37]): „der Judenberg ..., welcher von den Berlinern außerordentlich zahlreich frequentiert wird".

Sommer[35]) hielt es (1937) für möglich, die Bezeichnung „Judenberg" könne mit der Erzählung alter Leute zusammenhängen,

„daß die Spandauer Juden eine Zeitlang ihre Gottesdienste hier abgehalten hätten. — Sicher hat das einsam auf dem Berge und im Walde gelegene eigenartig erbaute Haus zu vielen abenteuerlichen Geschichten Anlaß gegeben".

So ungeklärt der Ursprung des Namens Judenberg bleibt, um so sicherer ist die Entstehung der Benennung „Prinzenberg" für diesen Teil der Pichelsberge. Die Überlieferung berichtet, daß König Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise hier oft mit den Kindern Einkehr hielt und daher der Wirt des Gasthauses, Theodor Borstein, der mit dazu beitrug, Pichelsberg zu wirtschaftlicher Blüte zu bringen, der Anhöhe später den Namen „Prinzenberg" gegeben hat[38]).

Ihm gegenüber, auf dem Pichelswerder, bestand schon seit langem die Bezeichnung „Prinzessinnenberg[39]).

„Wie erzählt wird, habe einst König Friedrich Wilhelm III. mit seinen Kindern, darunter die mit dem Prinzen Friedrich der Niederlande verlobte Tochter, einen Ausflug hierher unternommen. Erfreut über den schönen Anblick der wasserreichen Landschaft soll der König die Tochter darauf aufmerksam gemacht haben, daß ihre neue Heimat Holland mit der vor ihnen ausgebreiteten Landschaft viel Ähnlichkeit habe. Im Andenken an Pichelswerder möge sie ihre alte Heimat nicht vergessen. Dem Berge gab der König zur Erinnerung an den dort verlebten schönen Augenblick den Namen ‚Prinzessinnenberg'."

Die Bezeichnung des Pichelsberges als „Prinzenberg" veranlaßt durch häufige Rasten der königlichen Familie an dieser Stelle, hielt auch Eschenbach[40]) fest.

Ein politisches „Frühlingsfest" auf dem Pichelsberg lag am Anfang jener traurigen Periode nach den Freiheitskriegen, die als Zeitalter der Reaktion und Demagogenverfolgung bis 1848 lastend auf Europa lag. Anlaß zu der Veranstaltung war die Ermordung des Lustspieldichters August von Kotzebue (1761—1819), in dem man einen Vertreter des Despotismus sah, durch Karl Ludwig Sand am 23. März 1819, der damals in Untersuchungshaft saß und später enthauptet wurde. Der Berliner Theologe Prof. Wilhelm Martin Leberecht De Wette (1780 bis 1849), der mit Friedrich Schleiermacher (1768 bis 1834) und Georg F. W. Hegel (1770—1831) an dem Pichelsbergfest teilnahm, hatte am 31. März 1819 Sands Mutter brieflich Trost gespendet, und das Kultusministerium Altenstein gegen ihn ein Disziplinarverfahren eingeleitet, das im Mai lief und im Sommer zur Amtsenthebung De Wettes führte. Es handelte sich also nicht um ein „frohes Fest" auf dem Pichelsberg, sondern um eine Protestkundgebung fortschrittlicher Lehrer und Studenten gegen den reaktionären Regierungskurs, zu der die abgelegene Tagungsstätte wohl bewußt gewählt worden war.

Die Bedeutung dieser Veranstaltung zeigte sich in der Ausführlichkeit, mit der Max Lenz[41]) (1910) in seiner „Geschichte der kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin" über das „Fest vom Pichelsberg, 2. Mai 1819" berichtete:

„Ein sprechendes Zeugnis für die Stimmung, die unter unseren Studenten in den Wochen nach der Schreckensnacht von Mannheim herrschte, bietet der Brief eines jungen Kommilitonen, eines Schlesiers namens Lindenberg, an Massmann, der seit einem Jahre als Turnlehrer in Breslau Anstellung gefunden hatte, über eine Ausfahrt nach dem Pichelsberge ‚am 2. des Wonnemonds', wie er in altdeutscher Begeisterung schreibt, dessen Inhalt ich den Lesern nicht vorenthalten möchte. 86 Burschen, so erzählt er, waren ausgezogen, um den Frühlingsanfang am Ufer der Havel zu feiern. Mit Ballspiel, Wettlaufen und anderen Spielen vergnügte man sich, bis die Lehrer und Gönner, die man eingeladen hatte, kamen. Unter ihnen nennt er an erster Stelle Schleiermacher, De Wette und — Hegel; letzterer Name fast der beste Beweis, daß die revolutionäre Gesinnung über unsere Studentenschaft nichts vermochte. Hasse und Jahn waren ebenfalls aufgefordert, aber nicht erschienen. (Für die von uns festgestellte vorsichtige Haltung Jahns ein neuer Beleg.) Schleiermacher aber gab sich um so ungescheuter dem jugendlichen Treiben hin. Doch hören wir, was der Bruder Studio selbst unter dem frischen Eindruck des Festes darüber schreibt. ‚Als nun alles bereit und alle Plätze mit den Marken belegt waren, die wir von unseren Festordnern für 2 Tlr. 4 Gr. gelöst, zogen wir hinein in den Saal und sangen: »Sind wir vereint zu guter Stunde!« Zum Wein hatte jeder sein eignes Glas mitgebracht, doch ist keins wieder heimgekommen. Dann ermahnte uns Schleiermacher, das Lied: »Wem gebührt der höchste Preis?« zu singen, und nachdem sprach er: »Wir wollen trinken, daß der Geist, der die Helden von Görschen beseelte, nicht ersterbe!« (Es war die Schlacht, in der Scharnhorst, dem Arndt in jenem wundervollen Liede den schönsten Lorbeer gewunden, die Todeswunde empfing und auch das erste Blut von den Kommilitonen unserer Hochschule vergossen wurde. Eine ganze Anzahl derselben ist an diesem Tage gefallen.) Gläserklingen und fröhliches Jubelrufen antworteten ihm. Dann sprach Dr. Förster einiges über Kotzebues Tod und endete so: »Nicht Sands Lebehoch wollen wir trinken, sondern daß das Böse falle auch ohne Dolchstoß!« Mir schien's als würde nicht ganz laut Bescheid getan. Auch Jahns ward nicht vergessen. Endlich riß der Wein überall hindurch. An die Stelle des ruhigen Gesprächs trat jauchzende Lust; auch die Professoren wurden Jünglinge. Alles Bruder und Freund! »Lieber Bruder Schleiermacher«, sagte Hermes, »Du bist ein zu herrlicher Kerl; laß uns Schmollis saufen!« Und es geschah. Haake aber sprach zu demselben: »Schleiermacher, Du bist zwar sehr klein und ich sehr groß; ich bin Dir doch gar sehr gut.« Ich aber meinte: »Ach, wie wirst Du und alle morgen um 6 Uhr in deine Ästhetik finden!« Selbst vor Lachen und Trunkenheit stammelnd, führte er uns Salomonische Sprüche ins Gedächtnis. Alle riefen ihm zu: »Du liesest morgen nicht!« Und so ging's allen Doktoren, die dort waren. Ich weiß nicht, ob Du Schleiermacher kennst: ein alter, sonst so ernster Mann.' 175 Flaschen Rheinwein, so erzählt der fidele Bursche (in einem zweiten späteren Brief an den Vater selbst nennt er 375 Flaschen; aber die Zahl des ersten Briefes ist groß genug, um die feucht-fröhliche Feststimmung zu verstehen; auch scheint, nach dem Preise zu schließen, der Wein nicht schlecht gewesen zu sein) seien ausgestochen worden, ein Quantum alkoholischer Getränke, dem die Stimmung, die sich allmählich der Gesellschaft bemächtigte, und die unser Berichterstatter noch weiter mit lebhaftesten Farben ausmalt, voll entsprach. Wir haben noch die Abrechnung, die von den drei Festordnern, darunter Aegidi, ausgestellt worden ist. Von einer Einnahme von 188 Tlr. 12 Gr. sind für Wein 123 Tlr. und 2 Gr., für Essen 48 Tlr. 12 Gr. — und für zerschlagene Sachen 2 Tlr. 10 Gr. ausgegeben worden."

Dieser Bericht des Studenten Lindenberg fiel in die Hände der Polizei, ging ans Unterrichtsministerium und belastete Prof. de Wette in dem gegen ihn laufenden Verfahren. Die übrigen als Teilnehmer am Pichelsberger Fest genannten waren die Studenten Haake

und Hermes, Festordner war der Mediziner August Ernst Aegidi, der Deputierter der Studentenschaft bei der Wartburgfeier war; der Hegel nahestehende Schriftsteller Friedrich Christian Foerster, von Ostern bis Michaelis 1819 Privatdozent, der an Hegels Grab sprach; und der Burschenschafter Hans Ferdinand Massmann, ebenfalls Wartburgfeierteilnehmer, 1819 Turnlehrer, der das preußische Turnwesen organisieren sollte, später ao. Prof. der Germanistik.

Doch zurück zur Besitzgeschichte des Pavillons! Als der preußische Fiskus zu Anfang des 19. Jhdts. das Kgl. Holzmonopol aufgab, kaufte dessen junger Direktor, der aus Frankfurt (Oder) stammende Bankier Wilhelm Christian Benecke (1778—1860) den Rest der im Stößensee lagernden Hölzer für eigene Rechnung auf, erhielt gleichzeitig die fünf Floßwärter- und Schmiedegrundstücke zur freien Verfügung, die er 1818 bis 1829 nach und nach als Besitz erwarb. Später veräußerte er sie wieder einzeln, und an ihrer Stelle entstanden seit 1850 die an der Havelchaussee gelegenen Gaststätten[39]. Schon damals scheint Bankier Benecke Besitzer des Pavillons gewesen zu sein, denn Lili Parthey[42]) berichtet für Pfingstmontag, den 26. Mai 1817:

„Um 9 Uhr fuhren wir fort nach Pichelsberg mit der Großmutter und holten Blochs und Kohlrauschs ab. Es ist eine allerliebste Gegend. Das Wirtshaus, wo wir abstiegen, lag auf einem ziemlich hohen Berg. Zu unsern Füßen der breite Spiegel des Wassers und mitten drinnen der Pichelswerder, eine schöne lachende Insel. Beneckens haben die ganze Besitzung gekauft und waren draußen. Wir gingen alsbald zum Ufer hinunter, fuhren über und umgingen die ganze ziemlich große Insel. An manchen Stellen war es ordentlich romantisch. Drüben war es indessen sehr lebhaft geworden. Unser Essen wartete schon. Wir aßen auf einem bedeckten Balkon auf der Höhe des Berges, wo wir die ganze liebliche Gegend vor uns hatten. Nach Tische machten wir noch einen hübschen Spaziergang am diesseitigen Ufer und fuhren dann um 2 wieder fort."

Der „bedeckte Balkon auf der Höhe des Berges" ist unser Belvedere! — Vermutungen von Sternaux[17]) und Torge[18]), der König habe dem um den Staat verdienten Finanzmann Benecke, der in Charlottenburg wohnte, auch den Pavillon auf dem Pichelsberg geschenkt, sind unbegründet, weil der König niemals dessen Besitzer war. Benecke erwarb ihn vielmehr ebenso wie die übrigen Grundstücke der Gegend und machte ihn zum Mittelpunkt mancher Geselligkeit, die er auch außerhalb seiner Stadtwohnungen veranstaltete. Er brachte es dann als Geldmann der preußischen Krone zu so großem Ansehen, daß er nach der Erwerbung der schlesischen Herrschaft Gröditzberg 1823 in den Adelsstand erhoben wurde. Bekannt war er auch als Schwiegersohn der durch ihren Witz bis heute volkstümlichen Madame Dutitre († 1827), doch haben wir in dem ausgedehnten Dutitre-Schrifttum[43]) den Pichelsberg nicht erwähnt gefunden.

Dagegen spricht ein anderer namhafter fröhlicher Berliner von ihm. Für das Jahr 1836 notiert Adolph Glaßbrenner[45]) in seinem Tagebuch: „wie froh war ich neulich auf der Parthie nach Pichelsberg".

Noch 1834 war Benecke Besitzer des Pavillons. So schrieb Frhr. von Zedlitz[44]):

„Pichelsdorf, Pichelsberge und Pichelswerder, 2 Meilen, heißt eine von der Havel gebildete Halbinsel, unweit Spandau, mit angenehmen Spaziergängen. Westlich erhebt sich eine waldige Anhöhe mit einem angenehm gelegenen Wirthshause. Das Dorf ist von Fischern bewohnt und in seiner Nähe liegt ein freundliches Landhaus, dem Herrn Benicke von Gröditzberg gehörig."

Wir haben also bis dahin zwei Besitzer des Pichelsbergs zu unterscheiden, den Fiskus, der mit dem Forsthause und seiner Umgebung den größeren Teil besaß, und den jeweiligen Eigentümer des Pavillons. Am 25. September 1831 erwarb Förster Grove den Besitztitel für das gesamte Anwesen[10a]). Grove hatte bis dahin in der alten Försterei, jenem in der zweiten Hälfte des 18. Jhdts. im märkischen Fachwerk mit Walmgiebel erbauten Hause, neben das 1798 der Pavillon gesetzt wurde, seinen Ausschank mit Speisewirtschaft unterhalten und war wohl dadurch zu Geld gekommen. In den 1830er Jahren erbaute er auf halber Höhe des Pichelsberges, „an den Terrassen" oberhalb des nach Spandau führenden Weges ein noch bequemer zugängliches Gasthaus, aus dem sich später das Restaurant „Reichsgarten" entwickelte. Von oben gesehen, zeigt es die Formen eines märkischen Bauernhauses, der dem Spandauer Weg zugewandte Gebäudeteil aber den Landhausstil der 1830er Jahre (bemerkenswert der noch erhaltene gußeiserne Balkon im Zeitstil), 1879 in „Reichsgarten" umbenannt. (s. u.).

Grove hinterließ durch sein Testament vom 23. September 1846[10a]) den Pichelsberg seiner Enkelin Marie Dobeke. Diese verkaufte am 25. Juni 1854 eine Parzelle ihres Besitzes an den Gastwirt Horn in Pichelsberg, wobei der Erbpachts-Kanon abgelöst wurde. Aus den Händen der Marie Dobeke ging das Anwesen in den Besitz ihres Vaters über. Dobeke verkaufte das Terrain mit allen Gebäuden an den Oberinspektor des Kgl. Opernhauses, Daubner[9]). Da Benecke von Gröditzberg eine Zeitlang einer der Direktoren des Königstädtischen Theaters war[43]) und Beziehungen zur Theaterwelt hatte, könnte er Vermittler dieses ganzen Verkaufes an Daubner gewesen sein.

Damit erlebte das Schlößchen den Höhepunkt des gesellschaftlichen Lebens, denn nun erscheinen erlauchte Namen aus der Theaterwelt des Berliner Biedermeier im „Spukpavillon". Eine auf dem Boden später entdeckte Schützenscheibe trug sogar den Namen „v. Hülsen"[9]), wahrscheinlich befand sich unter Daubners Gästen auch der Intendant (seit 1851 Generalintendant) der Kgl. Schauspiele, Botho von Hülsen (1815—1886). Wir hören Namen wie Fanny Elßler und Taglioni[9]). Fanny Elßler (1810—1878) war eine der bekanntesten Tänzerinnen ihrer Zeit und feierte erste Triumphe 1830 in Berlin. Zu einer ebenso bedeutenden Tänzerfamilie gehörte Filippo Taglioni (1777—1871) und seine Tochter Maria Taglioni (1804—1884), die seit 1832 in Berlin wirkte.

Im Jahre 1850 soll im Pavillon sogar eine Vorprobe zu der in Berlin Ende April 1850 erstaufgeführten Oper „Der Prophet" von Giaocomo Meyerbeer (1791—1864) stattgefunden haben (Erstaufführung in Paris am 16. April 1849)[9]), der seit 1842 Generalmusikdirektor in Berlin war.

Die romantische Periode des Belvedere klang mit dieser Opernprobe aus. Daubners Sohn legte auf dem Pichelsberg einen Weinberg an, von dem noch 1907 im Pavillon ein Lichtbild aufbewahrt wurde[9]). Terrassen südlich vom Pavillon sind heute noch zu erkennen.

Im Jahre 1854 notierte Berghaus[46]):

„Gleich an der Spitze des ersten Sees (bei Pichelsdorf), der keinen eigenen Namen führt, liegt auf dem östlichen oder Teltowschen Ufer der Pichelsberg, ein einzelnes Haus am Ausgang des Spandower Forstes oder des Grunewalds (grünen Waldes), wie man den Forst gemeinhin zu nennen pflegt, ein sehr beliebter Vergnügungsort der Berliner Bürger- und Beamtenfamilien, die den Reiz einer schönen Naturlandschaft lieben, ihn suchen und finden",

und berichtet weiter über die auf dem Plateau des Teltow vorgenommenen Bestimmungen der Höhe, und zwar 1824 beim „Balcon" des Försterhauses Pichelsberg, 1827 dasselbe, zugleich mit dem Wasserspiegel der Havel, dem Havel-Ufer am Wege nach Ruhleben, dem Brunnen beim Wirtshause und dem Erdgeschoß des Wirtshauses selbst.

Die Ausflüglerdichte zu Ende der 1850er Jahre zeigt Morins[47]) Wanderführer (1860):

„Pichelsberge, die, 1½ Meile von Berlin, bei dem Fischerdorf Pichelsdorf, unweit Spandau gelegen, sind waldige, zum Theil vom Wasser der Havel umgebene Anhöhen, mit angenehmen Spaziergängen und einem Wirthshause. Dabei der Pichelswerder, eine Havelinsel. Vielbesuchter Vergnügungsort."

Auch M. Reichard empfiehlt in seinem Reisehandbuch „Le voyageur en Allemagne et en Suisse". (1855, 16. Aufl. S. 155) unter Promenades et environs: Pichelsberg et Pichelswerder avec quelques jolies collins que les Berlinois appellent leurs montagnes; on y va par la porte de Brandebourg.

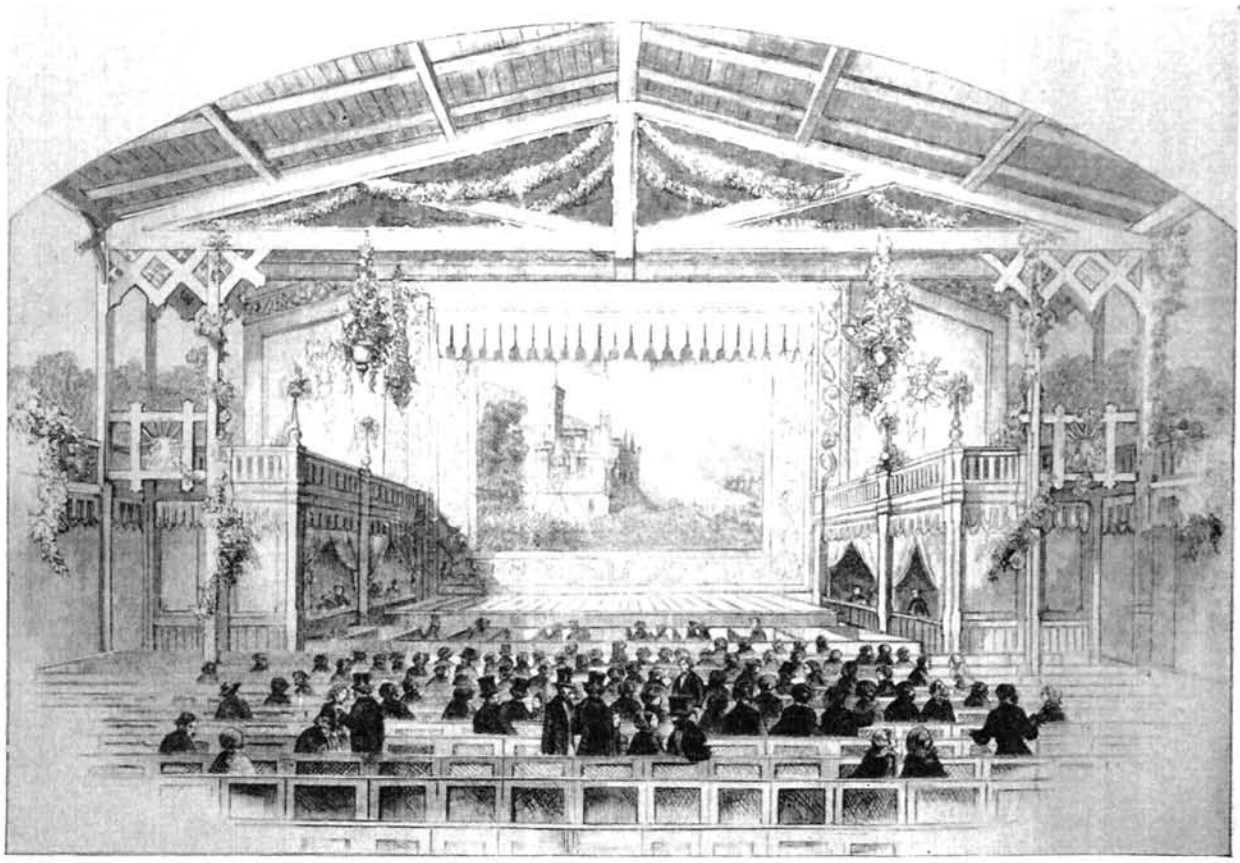
Etwa für die 1860er Jahre notiert auch Agathe Nalli-Ruthenberg[48]):

Peter Ludwig Lütke: Der Pichelswerder

(Schloß Pfaueninsel, Otaheitisches Kabinett · 1795)
Aufnahme: Walter Steinkopf 1956

Pichelsberg, und die Vestung Spandau bei Berlin

Nach einem Kupferstich von F. W. Delkeskamp (um 1825)



Neues Königstädtisches Sommer-Theater

Eröffnung: 11. 5. 1856

(Wallners Sommer-Theater im Bouchéschen Blumengarten)

„Draußen in Pichelsberg wurde dann das Mittagsmahl eingenommen, das meine Mutter aus den mitgebrachten Vorräten in der Küche des Bauernhauses meist selbst bereitete und das unter den schattigen Bäumen im Garten, an rohgezimmerten Holztischen sitzend, prächtig schmeckte."

Am 21. Januar 1873 verkaufte Daubner († 1877) für 79 000 Taler die Besitzung Pichelsberg an den Gastwirt und Rentier Conrad Ferdinand Bernhard Herold und den Rentier Julius Theodor Ferdinand Boerner, die nun fast 40 Jahre lang Besitzer dieser Stätte waren. Am 30. Januar 1875 wurde von dem Grundstück, das damals zum „Gutsbezirk Spandauer Forst" gehörte, das für das Amt Spandau eingetragene Hutungsrecht für 10 Taler abgelöst[10a]). Als Gaststätte wurde damals schon nicht mehr die „alte Försterei", sondern das auf halber Höhe gelegene Restaurant „Reichsgarten", Havelchaussee 4, benutzt. Aloys Hennes[49]) schrieb 1879:

„. . . man erreicht dann zunächst den Reichsgarten von Michaelis. Neben dem Restaurant liegt eine hübsche Villa mit einem Aussichtsthurm, der zugänglich ist, weil Villa u. Restaurant als Grundstücke einem gemeinsamen Besitzer gehören".

Am Ufer des Stößensees selbst entstand später der „Kaisergarten", und Ende der 1890er Jahre errichtete Conrad Herold hier das „Seeschloß". 1898 hatte er auf einer Auktion die Mohnhauptschen Glasmalereien erworben, früher im Besitz des Erbprinzen Bernhard von Meiningen; sie stellen den Meininger Stammbaum in rund 60 Einzelbildnissen dar, beginnend mit Wedekind dem Großen († 807) und endigend mit dem Kinderbild des Kronprinzen. Da Kaiser Wilhelm II. als Kronprinz dargestellt ist, sind die Glasgemälde um 1888 entstanden[9]). Herold baute sie in die Fenster des Saales im „Seeschloß" (nicht aber im Pavillon ein, wie mehrfach behauptet wurde); hier wurden sie 1945 durch Kriegseinwirkung vernichtet. Das Belvedere selbst benutzte Herold als Sommerwohnung, das 1907 noch die Gropiusschen Gemälde barg.

Die Grundbuchakten lassen erkennen, wie der alternde Conrad Herold 1890 mit der Verpfändung seiner Grundstücksanteile beginnt, diese immer stärker belastet werden, wie er 1899 von der A. Busse & Co. A. G. Berlin, ein Darlehen aufnimmt, es nach Herolds Tode 1913 zur Zwangsversteigerung kommt und der Besitz von der genannten Firma übernommen wird, sehr zum Schaden unseres Belvedere, aus dem damals die Gemälde und die Supraporten verschwanden. Die Busse-A.G. verkaufte am 23. Dezember 1920 einen Teil der Liegenschaften an die „Pichelsbergerhöhe Grundstücksgesellschaft mbH." zu Berlin, am 15. August 1921 den Teil mit Försterhaus, Pavillon und Reichsgarten an den Berliner Baumeister Friedrich Henssler[10a]). Der neue Besitzer bemühte sich, den nun schon über 120jährigen Pavillon vor dem Verfall zu bewahren; noch 1930 wurden schadhafte Holzsäulen ersetzt und ständig andere Instandsetzungen vorgenommen.

In jenen Jahren war die Gegend dem Ausflugsverkehr noch stärker erschlossen worden, die S-Bahn-Strecke Westkreuz—Spandau erhielt sogar den Bahnhof „Pichelsberg", der Pavillon aber führte ein Schattendasein. Arno Hach sprach einmal von einem „wahren Dornröschen-Idyll". Um 1925 wies Sternaux[17]) und (vor 1933) der Wanderführer „Spandau in der Hand"[50]) auf den drohenden Verfall hin. Die 1934 ausgesprochenen Warnungen Voigts[9]) lese man in seinem Aufsatz nach!

Im Jahre 1936 versuchte die Stadt Berlin, durch Tausch gegen städtischen Grundbesitz Eigentümerin des Pavillons zu werden, doch scheiterten die Verhandlungen, weil der Eigentümer, Direktor Henssler, die historische Stätte selbst behalten wollte.

Beaufsichtigt wurde der Pavillon von dem im alten Forsthause wohnenden „alten Kobel", der 1939 den Schreiber dieser Zeilen bei seinem ersten Besuch über die Besitzverhältnisse unterrichtete.

Vor 1939 hatte Torge[18]) den Wunsch geäußert, „mit Rücksicht auf das nahe Reichssportfeld" den Pavillon als Erbe der Vergangenheit zu erhalten, und damit schon die Gefahr angedeutet, die dem kleinen Bau von höherer Stelle drohte: im Rahmen der Planung einer „Hochschulstadt" sollte westlich der Havel eine „Wohnstadt" entstehen, der Pichelswerder — der erst im Februar 1935 endlich zum Naturschutzgebiet erklärt worden war — sollte bebaut und auch die Pichelsberge — als dem „Reichssportfeld" benachbart gelegen — zur Bebauung mit eingezogen werden. Unser Pavillon sollte daher am 1. Februar 1940 (der Termin stand schon fest) — abgerissen werden. Schon 1936 hatte der Spandauer Architekt Kuno Becker vorsichtig versucht, das Gelände der Bedrohung durch das sich nähernde Reichssportfeld durch eine Verstärkung des Naturschutzes zu entziehen. Durch den Kriegsausbruch 1939 waren die Bau-Pläne „zurückgestellt" worden, aber die ganze Planung bewirkte, daß auf dem „vom Speer getroffenen" Gebiet keinerlei Veränderungen mehr vorgenommen werden durften. Als Schreiber dieser Zeilen sich um 1940 an den Konservator von Berlin mit der Bitte um Erhaltung des Pavillons auf dem Pichelsberg wandte, antwortete Oberbaudirektor Peschke, dieser sei baufällig, nicht mehr instandzusetzen und falle außerdem in den „Bereich" der geplanten Hochschulstadt.

Bis Oktober 1939 hatte der benachbarte „Reichsgarten" (seit Oktober 1918 Leitung Robert Leidolph) seine Pforten offen gehalten. Der Anbau des Gasthauses wurde bei Luftangriffen auf die Heerstraßenbrücke im November 1943 zerstört, das Dach des Pavillons beschädigt und der Südteil der „Försterei" so mitgenommen, daß der alte Kobel nur noch die nördlichen Räume bewohnen konnte. Im Park wurden alte Kastanien entwurzelt.

Seit dem Tode von Baumeister Friedrich Henssler (1940) ist das Grundstück Eigentum seiner Witwe, Frau Alma Henssler, und wird von ihrem Schwiegersohn, Herrn Horst von Abercron, verwaltet, der dreimal das Dach des Pavillons wieder eindecken ließ, um das historische Bauwerk zu erhalten, doch schrieb ein Artikel vom Dezember 1944 mit Recht:

„Heute grinst die Verwilderung um den Säulenbau, und im Innern erinnert der Verfall an die Vergänglichkeit alles Irdischen."

Im Kampf um Berlin wurde das „Seeschloß" geplündert, der Saal mit den Mohnhauptschen Glasgemälden zerstört. Mit dem Tode des alten Kobel hörte jede wirksame Aufsicht über das Anwesen auf. Bevor der runde Kachelofen aus dem 18. Jhdt., wie geplant, ins Märkische Museum übergeführt werden konnte, hatten ihn Einbrecher zerstört. Im Pavillon selbst Türbeschläge und Wasserleitung ausgebaut und die aus den 1850er Jahren stammende eiserne Gartenlaube im Ganzen entfernt. Zur Dachreparatur fehlten nach dem Kriege ca. 500 Ziegel, und Konservator Prof. Scheper und der Direktor des Märkischen Museums, Dr. Stengel, befürworteten lange vergeblich die Anträge des Besitzers um eine Zuteilung.

Wiederum wandte die Landesgeschichtliche Vereinigung ihr Interesse dem Pavillon zu, und im September 1947 hielt der 1. Vorsitzende, M. Henning, hier einen Vortrag, über den unser Mitglied Franz Rohrmoser im „Kurier"[51]) berichtete. Auch Neuhaus (1950) und Starke[52]) (1953) setzten sich für den Wiederaufbau ein. 1952 war die „alte Försterei" eingestürzt und abgetragen worden, wobei auch der interessante schräge Rauchfang vernichtet wurde. Beim Pavillon selbst hatte Konservator Prof. Scheper festgestellt, daß alle Holzteile unter Wurmfraß leiden und völlig ersetzt werden müßten. Die dazu notwendigen Mittel (30 000 DM) fehlen jedoch.

Eine weitere Gefahr droht dem Grundstück selbst: die gemischten kiesigen Formationen des Pichelsberges veranlaßten den Abbau durch eine Kiesgrube, die sich von der alten „Ausspannung Pichelsberg" am Südfuß des Berges in diesen eingefressen und — parallel zur Glokkenturmstraße — ein tiefes, bis auf das Niveau der

Havelchaussee reichendes Tal eingeschnitten hat. Dem Eigentümer des Pavillons, der seit über zwanzig Jahren die erheblichen laufenden Abgaben und die Instandsetzungskosten trägt, von dem historischen Bauwerk aber keinerlei Nutzen hat, wurden schon Angebote vorgelegt, bei deren Verwirklichung der ganze Berg mit dem Pavillon abgetragen worden wäre.

Inzwischen wurden die Pläne zurückgestellt, die Stätte zu einem kulturellen Treffpunkt auszugestalten, den Bau dadurch zu erhalten und zugänglicher zu machen. Die Baumbestände des Parks — Akazien und Fliederbüsche — sollten durchforstet und zur Havel hin mit Durchblicken versehen, an Stelle der abgebrochenen „Försterei" ein kleiner Freiplatz angelegt werden, von dem aus man auf der noch erhaltenen Steintreppe, die zugleich mit dem Pavillon entstand, in den Garten absteigen kann.

Die Landesgeschichtliche Vereinigung unternahm im Sommer 1951 eine zweite Wanderung zum „Spukhaus", diesmal bei Mondschein, auf der Martin Henning Erläuterungen gab und über die inzwischen vom Eigentümer durchgeführten Dachinstandsetzungen freudig überrascht war. Die Vereinigung besuchte am 1. August 1954 erneut die Stätte, wo Gerhard Küchler und der Berichterstatter über die Geschichte der Örtlichkeit sprachen. — Die Vereinigung setzte sich gleichzeitig durch die Erwähnung des Baues im Baedeker[53]) von Berlin durch eine treffende (inzwischen freilich überholte) Schilderung für das „Spukhaus" ein.

Nachdem das „Seeschloß" als Restaurant eingegangen und seit April 1953 als Flüchtlingsheim verwendet worden war, wurde es 1954 Besitz des UFA-Studios, das (Ende Oktober 1954) vorübergehend Bauten für einen Film errichtete. Der Plan, die Kiesgrube, die einen groben Eingriff in die urtümliche Landschaft der alten Pichelsberge darstellt, durch Trümmerschutt wieder zuzuschütten, ist bis 1956 noch nicht durchgeführt worden.

Inzwischen schritten vorsätzliche Sachbeschädigungen am Pavillon, der Verfall des Gebäudes und die Verwahrlosung des Parkes bedenklich fort, wie insbesondere in dem Bericht unseres Mitgliedes Dr. Peter Klein an den Konservator vom 12. April 1955 festgehalten wurde. Am selben Tage wurde in der Sitzung der Arbeitsgemeinschaft für Landschaftsschutz und Landschaftsgestaltung ebenfalls vorgeschlagen, den Bau vor weiterer Zerstörung zu schützen, und am 21. April 1955 übergab Martin Henning dem Leiter der Arbeitsgemeinschaft, Prof. Allinger, eine Denkschrift, die die architektur-, kunst- und heimatkundliche Bedeutung dieses letzten erhaltenen Gartenpavillons auf dem Boden unserer Stadt mit seinen vielfachen Verflechtungen zum geistigen Leben Berlins nochmal zusammenfaßte. Doch auch dieser Versuch, Wiederherstellung des Baues als Festgabe zum 250jährigen Jubiläum von Charlottenburg zu gestalten, war vergeblich. Er erhielt lediglich die verdiente Erwähnung im Verzeichnis der unter Denkmalsschutz stehenden Bauwerke des Bezirks[21]).

Im Januar 1956 schrieb die Berliner „Morgenpost"[54]) in dem Artikel „Pavillon mit Geheimtreppe — Historisches Gebäude in Pichelsberg verschwindet":

„Ob unter Denkmalsschutz oder nicht — viele historischen Bauwerke, die den Berlinern ans Herz gewachsen sind, verschwinden. Das Jagdschloß Dreilinden, die Borsig-Loggia im Tiergarten wurden abgerissen. Und jetzt droht dem historischen Pavillon in Pichelsberg das gleiche Schicksal. Etwa 30 000 Mark wären nötig, um dieses Kulturdenkmal zu erhalten. Das Geld ist jedoch nicht zu beschaffen. Und so wird der Pavillon wohl weichen müssen, weil die Besitzer der nahegelegenen Kiesgruben Anspruch auf das Gelände an der Heerstraße erheben."

Ähnlich setzte sich der „Telegraf" Ende Januar 1956[55]) für die Erhaltung des Bauwerks ein.

Inzwischen sind (Juni 1956) in das weder eingezäunte noch bewachte Grundstück häufig Unbefugte eingedrungen, haben das Aussichtstürmchen erklettert und Dachschäden verursacht, so daß nunmehr ein Teil der östlichen Dachkonstruktion heruntergebrochen ist. Von den vierzehn Holzsäulen stehen nur noch acht, während die übrigen von fremder Hand umgestoßen worden sind. Sollten Mittel für die völlige Instandsetzung beschafft werden, so müßte gleichzeitig für eine ständige Aufsicht über das neuerstellte, einsam gelegene Bauwerk gesorgt sein. Eine Lösung besteht hier in dem Plan des Grundeigentümers, das ganze Gelände mit ständig bewohnten Landhäusern zu bebauen, so daß der sie auf der Höhe überragende Pavillon dann von diesen umgeben und damit zugleich geschützt wird.

Sollten aber diese Vorhaben nicht durchführbar sein und unsere vorstehenden Ausführungen den Schwanengesang für das kleine Havel-Belvedere von 1798 bedeuten, dann bleibt dem Heimatfreund als letzte Pflicht, die darüber gesammelten Daten wenigstens schriftlich festzuhalten.

Viele Hinweise und freundliche Unterstützungen bei meinen Untersuchungen verdanke ich Frau Ingeborg Kolb und den Herren Dr. Faden, Goeritz, Henning, Dr. Klein, Küchler, Ludewig, Pomplun und Sasse.

Benutztes Schrifttum:

[1]) Bruno Stephan, 700 Jahre Wedding, S. 26 und Abb. S. 32. — [1a]) Friedrich Nicolai, Beschreibung der Kgl. Residenzstädte Berlin und Potsdam, 1779, S. 37, XLV, II S. 701. — [2]) Johannes Sievers, Karl Friedrich Schinkel, Lebenswerk, Bauten für die Prinzen August, Friedrich und Albrecht von Preußen, Ein Beitrag zur Geschichte der Wilhelmstraße, Bln. 1954, S. 55 f, Abb.Nr. 53. — [3]) Rudolf Herz, Berliner Barock, Bln. 1928. — [4]) Mitteilungen d. Ver. f. Gesch. Berlins, 1889, S. 15, Vortrag von Dr. Hertwig vom 27. Okt. 1888, und: Berlinische Blätter für Geschichte u. Heimatkunde, Nr. 13, 1. Jg., 15. August 1934, S. 151 f. — [5]) Nicolai, Beschreibung d. Kgl. Residenzstädte Berlin u. Potsdam, Bln. 1779, S. 705. — [6]) Bericht des Administrators Salbach von 1818 aus: Roland Küpper, Das von Rohdichsche Legaten-Haus, Geschichte eines alten Preußen Hauses, Potsdam 1928. — [7]) Julius Rodenberg, Unter den Linden, Berlin 1888, S. 80. — [8]) Stahlstich von Steifensand in: Julius Eduard Hitzig, Leben und Briefe von Adalbert von Chamisso, Lzg. 1839 I. (Titelbild). — [9]) Chr. Voigt, Von den Pichelsbergen und ihrem verwunschenen Schlößchen, Teltower Kreiskalender, 31. Jg., 1934, S. 49—53. — [10]) Jahrbücher der preuß. Monarchie, Jg. 1799, 3. Bd., S. 36—44, und: „Pichelswerder im Jahre 1799", Berlinische Blätter f. G. u. H., Jg. 3 — 1936, Heft 5, S. 100—105. — [10a]) Amtsgericht Charlottenburg, Grundbuchamt. Grundakten, Berlin-Heerstraße. Band 7, Blatt Nr. 197, und Grunewald-Forst, Band 1, Blatt Nr. 7—8. Voigts Versuch einer lückenlosen Darstellung der Grundbesitzverhältnisse war schon 1934 nicht möglich, weil fortgesetzte Absplitterungen des Grundstücks zu immer neuen Abzweigungen des Grundbuches geführt hatten. Die Wiederaufnahme der Ermittlungen (1956) führte zu demselben Ergebnis: Die Grundbücher vor 1870 lassen sich nicht erfassen. Auch bei der Baupolizei Charlottenburg sind keine Unterlagen angelegt. — [10b]) Brandenburgia, Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde der Prov. Brdbg., 16. Jg. 1907—08, S. 15 ff, 257 ff, 265, 467. — [11]) F. W. A. Bratring, Stat.-topogr. Beschreibung der gesamten Mark Brdbg., II Bln. 1805, S. 120. — [12]) Wilhelm Gundlach, Geschichte der Stadt Charlottenburg, Bln. 1905 I, S. 241, Kapitel „Berliner Vergnügungen, Sittlichkeit". — [12a]) Jean Paul, Ein Lebensroman in Briefen, Ebenhausen bei München 1925. — [13]) L. Geiger, Musen und Grazien in der Mark. Bln. 1889, S. 29. — s. a. MBl. d. Touristen-Klub f. d. M. Brdbg., 12. Jg. 1903, S. 16 f. — [14]) Hermann Berdrow, Der Grunewald, Bln. 1902, S. 40, 47. — [16]) Verwaltung der Staatl. Schlösser u. Gärten, Die Pfaueninsel, 2. Aufl. Berlin 1940, S. 13. — Thieme-Becker, Allg. Lexikon der bild. Künstler, Bd. 23 (1929), S. 452. — [17]) Ludwig Sternaux, Märkischer Bilderbogen, Idyll am Stößensee, Bln. (o. J.), S. 63—67, s. a. ders., Es spukt am Stößensee, Der einsame Pavillon auf dem Prinzenberg, Berliner Lokal-Anzeiger, 29. November 1932 (Nachweis durch 23). — [18]) Paul Torge, Rings um die alten Mauern Berlins, Historische Spaziergänge durch die Vororte der Reichshauptstadt, Bln. 1939, S. 9 f, 54 f. — [19]) Bertold Adolf Haase-Faulenorth, Gräfin Lichtenau — Ein Schicksal zwischen den Zeiten, Bln. 1934, S. 103 ff. — [20]) Franz Henning, Monatsbll. d. Touristenklubs 16. Jg. 1907, S. 32 ff — Monatsbll. d. Brandenburgia, 1907—08, S. 258 ff. — [21]) Karl Ernst Rimbach, 250 Jahre Charlottenburg, Festschrift aus Anlaß des Stadtjubiläums 1955. — [22]) Artikel Dehne, Thieme-Becker, a.a.O. 1913. — [23]) A. Krüger, Chronik der Stadt u. Festung Spandau, Sp. 1867, S. 206. — [24]) Artikel Delkeskamp, Thieme-Becker, a.a.O. IX, 1913, S. 23 f. — [25]) Werner Kiewitz, Berlin in der graphischen Darstellung, Handbuch zur Ansichtenkunde Berlins, 1937. — [26]) Artikel Forst, Thieme-Becker, a.a.O. 12, 1916, S. 221. — [27]) Artikel Laer, Thieme-Becker (22) 1928, S. 195. — [28]) Artikel Stademann, Thieme-Becker (31) 1937, S. 434. — [29]) Lithographie u. Druck A. Sala, Bln. Heimatmuseum Spandau u. Archiv Albert Ludewig. — [30]) 1. Neuerwerbungsbericht des Märkischen Museums, Bln. von 1925 bis Juni 1926, S. 14. — [31]) Katalog Nr. 8848, Erworben 1915. — [32]) Artikel Oppler, Thieme-Becker (26) 1932, S. 34. — [33]) Hermann Schmitz, Schloß Freienwalde, Bln. 1927, S. 17. — Rudolf Schmidt-Eberswalde, Schloß Freienwalde, Oberbarnimer Kreiskalender, 17. Jg. 1928, S. 88 f. — [34]) Gräfin Sophie Schwerin, Vor hundert Jahren, 1909, S. 151. — [35]) F. Wolter, W. Sommer und E. Klose, Spaziergänge im Grunewald, Bln. 1937. — [36]) Hans-Herbert Basdorf, Die Weiße Frau hat keinen Raum mehr zum Spuken — Die Neue Zeitung, Die Berliner Seite Nr. 88, Sonntag, 13. April 1952. — [37]) Der Bär, Jb. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins

1955, S. 99. — [38]) Aloys Hennes, 200 Ausflüge in die Umgegend von Berlin, 20. Aufl. neu bearb. von Reinhold Heere, Bln. (vor 1900). — [39]) Fontanes Führer durch die Umgegend Berlins 4. Teil, S. 38. — [40]) Georg Eschenbach, Die Havel, unser Heimatfluß, Heimatgeschichte in Wort und Bild, Hrsg. vom Verlag der Spandauer Ztg., nach 1937. — [41]) Max Lenz, a.a.O. 2. Bd. 1. Hälfte, Halle 1910 S. 53 ff, 71. Kapitel: Ministerium Altenstein. Reaktion. 2. Bd. 2. Hälfte: 1918, S. 386, 414, 425, 432, 439, 451, 454, 481, 506, 509. — [42]) Lili Parthey, Tagebücher aus der Berliner Biedermeierzeit, Hrsg. von Bernhard Lepsius, Bln.-Lzg. 1926, S. 100 f. — [43]) Hermann Kügler, Madame du Titre, eine fröhliche Berlinerin aus Biedermeiertagen, Ein Beitrag zur Volkskunde Berlins, Berlinische Blätter f. Gesch. u. Heimatkunde, Jg. 3 1936, S. 75. — [44]) L. Frhr. von Zedlitz, Neuestes Conversations-Handbuch für Berlin u Potsdam . . ., Bln. 1834, S. 787. — [45]) Heinz Gebhardt, Glassbrenners Berlinisch, Schr. V. f. Gesch. Berlins, Heft 54, 1933, S. 112, 116. — [46]) Heinrich Berghaus, Landbuch der Mark Brdbg., Brdbg. 1854. — [47]) Friedrich Morin, Berlin und Potsdam im Jahre 1860, Ein Taschenbuch für Fremde und Einheimische, Bln. (1860), S. 157 f. — [48]) Agathe Nalli-Ruthenberg, Das alte Berlin, Bln.-Friedenau (vor 1912), S. 115 ff. — [49]) Aloys Hennes, Hundert Nachmittags-Ausflüge in die Umgegend von Berlin, Bln. 1879, S. 71. — [50]) Spandau in der Hand, Führer durch Spandau, Gatow, Kladow usf., Bln.-Sp., vor 1933, S. 45. — [51]) F(ranz) R(ohrmoser), „Spukhaus" am Stößensee. Der Kurier, Bln. Nr. 221 v. 22. September 1947. — [52]) Herbert Starke, Westberliner Wanderwege, 27 Vorschläge, Bln. 1953, S. 68. — [53]) Berlin. Reisehandbuch von Karl Baedeker, 22. Aufl., Hamburg 1954, S. 146. — [54]) Morgenpost, Nr. 9, Mittwoch, 11. Januar 1956. — [55]) b., Das Spukschlößchen soll weichen, Liebestempel vom Einsturz bedroht, Telegraf, Nr. 19/11, Sonntag, 22. Januar 1956, Ausgabe: Tiergarten-Charlottenburg, S. 17.

Hans Saring:

Karl Friedrich von Beyme

(mit 6 Abb. im Text)

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte", — diese Schiller-Worte würden sich als Motto für eine Beyme-Biographie eignen. Bemerkenswert ist, daß die ungünstigen Urteile der Zeitgenossen sich vornehmlich gegen den Kabinettsrat Beyme richten, nicht gegen den späteren Großkanzler. Mit diesen Urteilen wollte man also weniger die Person Beymes, als eine Institution treffen, die angeblich die Hauptschuld an dem Zusammenbruch Preußens trug.

Nach nationalen Katastrophen pflegt man immer Sündenböcke zu suchen, doch ist in derartig wirren Zeiten unter den niederschmetternden Eindrücken furchtbaren Geschehens der Blick für die Wirklichkeit meist getrübt, das Urteil nicht nur der Masse, sondern auch der handelnden Personen beinträchtigt. Selten vermögen aus einer solchen Stimmung heraus geborene Wertungen einer kritischen objektiven Prüfung standzuhalten. So wollte man Haugwitz, Lombard und Beyme die Hauptschuld an der Katastrophe aufbürden, galten sie doch als die einflußreichsten Männer in der Staatsverwaltung. Sind sie aber wirklich die Alleinschuldigen? Es soll keineswegs bestritten werden, daß eine durch die Umstände verschuldete unglückliche Außenpolitik und ebenfalls die Mängel des preußischen Heeres den Zusammenbruch möglich machten. Für beides ist jedoch Beyme nicht verantwortlich zu machen, da er Kabinettsrat für innere Angelegenheiten, und zwar für die Dezernate Polizei, Finanzen, Justiz und Gnadensachen war. Den Vortrag in auswärtigen Angelegenheiten hatte der Geh. Kabinettsrat Lombard, in militärischen der Generaladjutant v. Köckritz. — Das preußische Kabinett, das seine Entstehung Friedrich Wilhelm I. verdankt, — eine Urkunde über die Einsetzung gibt es übrigens nicht, — hatte sich im allgemeinen gut bewährt. Die Geschäfte versah unter Friedrich Wilhelm I. ein Kabinettssekretär. Der erste Kabinettssekretär war der frühere Auditeur Creutz, zwar nur für die wenigen Wochen vom 25. Februar bis 4. März 1713, nach seiner Berufung in den Geh. Staatsrat. Ihm folgte Samuel v. Marschall. Seine Bestallung zum Hofrat datiert vom 22. Sept. 1713. Friedrich d. Gr. hatte früher einem ausgezeichneten Beamten namens Vockeroth den Titel Kabinettsrat verliehen, jedoch als Rat des Kabinettsministeriums, nicht des Königl. Kabinetts. Die Kabinettssekretäre erhielten bei ihrer Beförderung regelmäßig den Titel eines Geh. Kriegsrats.

Es lag in dem Umstand, daß sich die Tätigkeit der Kabinettsräte gewissermaßen unter den Augen des Königs abspielte, begründet, daß ihr Einfluß und Ansehen mit der Zeit wuchsen. Verständlich ist ferner, daß diese von den rangmäßig höher gestellten Ministern häufig als Sprachrohr zum König benutzten Männer sich ihres Einflusses bewußt wurden und ihn, nicht immer zum Vorteil des Staates, auszuwirken suchten. Dank ihrer engen Verbundenheit mit dem Monarchen, dessen Mentalität ihnen vertraut war, vermochten sie andererseits viel Gutes zu stiften und Genehmigungen durchzusetzen, die der Ressortminister nicht sogleich erlangen konnte. Die größte Gefahr lag darin, daß eine strenge Abgrenzung der Kompetenzen für die Ministerien in ihrem Verhältnis zum König nicht bestand, so daß der König oder, was dasselbe ist, das Kabinett nach Belieben in alle Geschäftszweige eingreifen konnte. Der eigentliche Regent für alle inneren Angelegenheiten war tatsächlich Beyme. Dem König fehlten Zeit und Kenntnisse, um die Entscheidungen selbst zu treffen. Beyme hat einmal behauptet, und dies wohl mit einigem Recht, von Seiten des Kabinetts sei das wahrhaft Nützliche niemals gehindert, sondern vielmehr gefördert worden. Eine Institution, wie sie vor 150 Jahren bestand, läßt sich überhaupt nicht unter heutigen Gesichtspunkten beurteilen, sondern muß aus der historischen Situation heraus verstanden werden. Mit H. O. Meisner bin ich der Meinung, daß die Wurzel des Unheils darin lag, daß nicht mehr der Monarch die bürokratische Spitze eines im

Karl Friedrich Beyme